

ERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 22.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 3. Juni 1895.

Vierteljährlich 2½ Mark.

41. Jahrg.

Die nächste Nummer (23) erscheint in 14 Tagen.

Da der „Bazar“ vierteljährlich 12mal erscheint, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.

Selbstbestimmung.

Roman aus der Gegenwart von H. H. Boyesen.

(4. Fortsetzung aus Nr. 20, S. 239.)

Nachdruck verboten.

Gulda hatte jetzt nur noch drei Thaler in ihrem Besitz, und Chicago war, wie sie wusste, noch weit über zweihundert Meilen von New-York entfernt. In ihrer Not beschloß sie den Rat des norwegischen Konsuls in Anspruch zu nehmen. Sie erfuhr im Informationsbureau des großen Einwandererdepots, daß das Konsulat nicht allzu weit entfernt sei. Trotzdem gebrach es ihr doch an Mut, es aufzusuchen.

Mit schwerem Herzen und ganz niedergeschlagen trat sie aus dem Thor von Castle Garden und starrte die gegenüberliegenden riesengroßen Gebäude an. Hier bis fünf Dampfer waren am Abend vorher angekommen. Den Battery Park durchzogen Schwärme von Deutschen, Böhmen, Polen und Italienern, deren verschiedene Sprachen verwirrt an ihr Ohr klangen. Das Wetter war klar, aber es wehte ein kalter Wind, der sie durchschüttelte.

Gulda überkam ein Gefühl der Schutzlosigkeit und Verlassenheit, und zum erstenmal, seitdem sie sich auf diese abenteuerliche Reise begeben hatte, fragte eine leise Stimme in ihr, ob sie auch richtig gehandelt habe. Wie sie da an der Schwelle ihres neuen Lebens stand, wurde ihr das Herz warm, wenn sie an die trauliche Behaglichkeit, die Gemütlichkeit und den Schutz ihres alten Lebens dachte, und sie fühlte, wie brennende Thränen unter ihren Wimpern hervorquollen. Mit jedem Augenblick widerstrebte es ihr mehr, in diesen schwirrenden Menschenwirbel unterzutauhen. Ihr war, als müsse sie sich unwiederbringlich darin verlieren.

Ihre Schwäche und ihren Widerwillen überwindend, stürzte sie vorwärts in der Richtung, die der Kommissionär des Immigrant-Depots ihr bezeichnet hatte. Sie wurde geschoben und gestoßen, hierhin und dorthin gepufft, bahnte sich aber schließlich ihren Weg durch das Gedränge der Hotel-Kunners, Boten, Agenten und mancher zweifelhafter Personen hindurch, die vor den Eingang zu Castle Garden Posto gefaßt hatte. Plötzlich bemerkte sie, daß ihr zwei ziemlich anständig gekleidete Leute von höchst unangenehmem Aussehen folgten, und als einer von ihnen sich ihr näherte und ihr eine Stellung als Gesellschafterin bei einer reichen alten Dame anbot, geriet sie so in Angst, daß sie zu laufen anfing. Ihr zweiter Verfolger verschwand, als er den Mißerfolg des ersten sah, traf aber zu ihrem Schrecken zwei Häuser weiter wieder mit ihr zusammen, verbeugte sich höflich und warnte sie vor den Fallstricken, die alleinstehenden, fremden, jungen Damen so leicht in dieser vererbten Hauptstadt gelegt würden. Aus bloßer Hilflosigkeit, da sie nicht wusste, wie sie ihn los werden sollte, ließ sie ihn neben sich hergehen und hörte seinen scheinheiligen Reden zu.

Sie hatte inzwischen die Häusernnummern gezählt, und nach zwanzig Minuten etwa bog sie in eine andre Straße ein, die nach der ihr gegebenen Weisung zum Konsulat führen sollte. Es war jedoch eine enge und finstere Gasse, zu beiden Seiten von ungeheuer hohen Gebäuden eingefast und ebenfalls gedrängt voll von Menschen. Ihr Gefährte blieb stehen, sobald sie stehen blieb, wiederholte ein paar salbungsvolle Phrasen und bat sie, sich nicht in eine so gefahrbringende Nachbarschaft zu begeben. Wenn sie mit ihm die Strahnenbahn besteigen wollte, würde er sie an einen sichern, ruhigen und anständigen Ort führen, wo gut für sie gesorgt werden würde und wo sie viel Geld verdienen könnte. Da er glaubte, daß sie mittlerweile Vertrauen zu ihm gefaßt, wurde er zudringlicher, und Gulda sah, wie ein verschmitztes Lächeln über sein Gesicht glitt, sodas es sie eiskalt durchschauerte. Sie hätte am liebsten laut aufgeschrien, wenn sie nicht gefürchtet hätte, einen Straßenauflauf zu verursachen. Vor Angst

und Schrecken fast erstarrt, stand sie wie an den Boden gewurzelt, ohne zu wissen, wohin sie im Augenblick ihre Zuflucht nehmen sollte.

Da sah sie wenige Schritte weit einen Mann in Uniform mit einem Helm auf dem Kopf und einem Stock in der Hand. „Ach bitte,“ rief sie und stürzte auf ihn zu, „möchten Sie mich nicht von diesem Herrn befreien?“

Sie wusste selbst nicht, wie sie es in dem Augenblick fertig gebracht hatte, so viel englisch zusammenhängend zu sprechen; sie ersetzte, was ihr an sprachlicher Deutlichkeit mangelte, durch ihre stehende Stimme und ihre Gebärden.

„Von welchem Herrn sprechen Sie denn, mein Fräulein?“ fragte der Polizist, indem er die Straße auf und niedersah. Gulda wandte sich um, fand aber zu ihrem Erstaunen

keine Spur von ihrem Verfolger. Er war verschwunden, als ob die Erde sich geöffnet und ihn verschlungen hätte. „Wo wollen Sie hin, Fräulein?“ fragte der Polizist entgegenkommend.

„Zum Konsulat von Schweden und Norwegen.“

„Ich werde Sie hinführen.“

Und sie unter seinen Schutz nehmend, geleitete er sie ein Stück die Straße hinunter und zeigte ihr das Konsulatsgebäude. Im Konsulatsamt befanden sich einige zwanzig norwegische Matrosen, und Gulda wurde aufgefordert, sich hinzusetzen und zu warten, bis die Reihe an sie käme. Sie sah von der langen Reise etwas mitgenommen aus; ihre Toilette war zerdrückt, und sie scheute sich davor, einem Landsmann so derangiert entgegenzutreten, daß er notwendigerweise ein Vorurteil gegen sie bekommen mußte. Sie hatte gar nicht gewußt, wie müde sie war, bis sie aufgerufen wurde, aufzustehen versuchte und von einem der Schreiber in die Amtsstube geführt wurde.

Der Konsul, der wohl ein Dienstmädchen zu sehen erwartet hatte, stand bei ihrem Anblick mit der größten Höflichkeit auf; sein geübtes Auge erkannte trotz ihrer unvorteilhaften Kleidung sofort die Dame in ihr. Er war ein großer, hübscher und stattlicher Mann in den fünfziger Jahren, mit einer vornehm-diplomatischen Haltung. Es war ein wohlthuendes Gefühl für Gulda, endlich einmal wieder einem Cavalier gegenüberzustehen, noch dazu einem, der ihre eigne Sprache rebete. Seine kühle Art und Weise verletzte sie in keiner Weise, denn gerade die entgegengesetzte Eigenschaft bei den Männern hatte sie ja eben noch in Not gebracht.

„Bitte, setzen Sie sich, mein Fräulein,“ sagte er auf norwegisch und holte einen Stuhl herbei. „Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Das ist recht schwierig zu sagen, Herr Konsul,“ erwiderte sie und sah ihn mit großen, offenen Augen an. „Ich bin herübergekommen, um meinen Verlobten hier zu treffen, den ich heiraten werde, sobald —“

„Sobald ich ihn gefunden,“ wollte sie sagen, aber sie fürchtete, der Konsul könne das falsch auffassen, und sie brach deshalb mitten im Satz ab.

„Ja, ja, gewiß, Sie werden ihn heiraten, sobald Sie ihn treffen. Ich verstehe,“ ergänzte er, bemüht, ihr aus der Verlegenheit zu helfen.

Sie wollte gerade fortfahren, als sie seinen Blick plötzlich aufmerksam auf sich ruhen fühlte. Eine tiefe Röte ergoß sich über ihr Gesicht, und halb unabsichtlich stand sie auf.

„Würde es unbescheiden sein, nach dem Namen des Herrn zu fragen, den Sie heiraten wollen?“ fragte der Konsul vorsichtig.

„Er heißt Olaf Brun. Er ist — d. h. er war Ingenieur.“

Sie hatte eigentlich „Künstler“ sagen wollen, aber dann fiel ihr ein, daß das zu Mißverständnissen führen könnte, wenn die Identität nachgewiesen werden sollte. Wiederum nahm sie wahr, wie der Konsul sie mit eigentümlich prüfenden Blicken betrachtete. Dann erhob er sich und schloß die Thür.

„Dann ist Ihr Name,“ sagte er, sich wieder setzend, „Gulda Brindmann.“

Sie fuhr auf und eilte angsterfüllt auf die Thür zu.

„Sie brauchen nichts zu fürchten,“ sagte der Konsul, „mein einziger Wunsch ist, Sie zu beschützen.“

„Aber woher wissen Sie, wie ich heiße?“ fragte sie atemlos.

Er nahm ein Kouvert von seinem Schreibtisch und überreichte es ihr. Sie nahm es und entfaltete eine Kabeldepesche, welche lautete: „Bitte, Tochter Gulda anzuhalten, zweiundzwanzig Jahr, blond, fünf Fuß sieben Zoll. Sucht einen Herrn Brun. Kommt mit Nugia. Brindmann.“

Als sie die Depesche zu Ende gelesen, ließ sie sie wie eine glühende Kohle fallen und stürzte wiederum auf die Thür zu. Sie konnte sie jedoch nicht öffnen. Die Springsfeder — ein Mechanismus, den sie nicht kannte — hatte gefaßt, und sie stand mit verblüfftem Gesicht da und sah den Konsul böse an.

„Ich versichere Sie,“ wiederholte dieser beschwichtigend und über ihren Zorn lächelnd, „Sie brauchen nichts zu fürchten. Ich bin nicht gesetzlich berechtigt, Sie anzuhalten oder irgendwie hindernd in Ihre Handlungsweise einzugreifen. Sie sind



Toilette für Gartenkonzerte etc.

(Beschreibung S. 268.)

über einundzwanzig Jahre alt und haben nach dem amerikanischen Gesetz das Recht zu heiraten, wen Sie wollen. Ich darf Ihnen nur meinen Rat anbieten, aber ich kann Sie keineswegs mit Gewalt festhalten, selbst nicht auf Ihres Herrn Vaters Bitte hin."

In seinem Ton lag etwas von Beruhigendem, daß sie sich ihrer Furcht schämte, sich dem Schreibpult wieder näherte und noch einmal ihren Platz einnahm.

"Ich freue mich, daß Sie mich sogleich aufgesucht haben," fuhr der Konsul fort, als ob gar keine Unterbrechung stattgefunden hätte. "Ich hatte einen meiner Schreiber an den Hafendamm hinunter geschickt, und ich begreife nicht, daß er Sie verfehlt hat."

"Es war ein großes Gedränge, und ich war die erste, die ans Land ging."

"Ja, trotzdem. Da Sie nun aber hier sind, müssen Sie mir zunächst erlauben, daß ich Ihnen wegen Ihres überreichten Schrittes Vorwürfe mache." Und auf die höflichste und zarteste Weise riß er den Schleier von ihren Illusionen herunter und machte ihr klar, was für ein unsicheres Leben ihrer warte, wenn sie bei ihrer Absicht verharre. Er bat sie, unter seinem Schutz zu bleiben, bis ihr Vater oder irgend jemand aus der Heimat käme. Er erzählte ihr allerlei warnende Geschehnisse aus seiner eignen Erfahrung, von jungen Mädchen, die gleichfalls ihre schöne Heimat verlassen und sich in ihren Verlobten in Amerika vereint hätten; wie sie hinfort in elenden Chambres garnies, die wochenweise bezahlt oder vielmehr nicht bezahlt wurden, gewohnt und ein erbärmliches Dasein geführt hätten. Eine ganze Stunde redete er auf sie ein.

Als er geendet, sah er ihre Augen mit aufmerksamem, aber festem und unerschüttertem Blick auf sich gerichtet, und er wußte, daß seine Warnungen vergeblich gewesen waren.

"Sie haben eins nicht in Betracht gezogen, Herr Konsul," sagte sie und erhob sich mit ruhiger Würde, "ich liebe diesen Mann und kann niemals einen andern lieben."

"Meine liebe junge Dame," antwortete er ohne eine Spur von Verger, "Ihren ersten Satz will ich gelten lassen, aber Ihre letzte Behauptung ist doch wohl fraglich. Das können Sie garnicht wissen, bis Sie es ausprobiert haben, bis Sie einen andern gesehen haben."

"Ich habe ihn gesehen und habe es versucht."

"Nun, dann war es eben nicht der Rechte. In Ihrem Alter denkt man gar zu leicht, daß nur einer auf der ganzen Welt unsre Seele ausfüllen, uns glücklich machen kann. Aber man braucht gerade kein Gyniker zu sein, um einzusehen, daß diese schöne Illusion ein Irrtum ist."

Hulda erwiderte nichts, sondern zog ihren Mantel fester zusammen und schickte sich zum Gehen an. "Vielleicht sind Sie jetzt so freundlich, mir die Thür zu öffnen?" fragte sie kühl.

"Verzeihen Sie — noch einen Augenblick," erwiderte er und holte sein Taschentuch heraus. "Da Sie Norwegen ohne Ihres Vaters Zustimmung verlassen haben, werden Sie sich wahrscheinlich in Geldverlegenheit befinden. Wenn meine Frau zu Hause wäre, würde ich Sie bitten, sich bei uns aufzuhalten, aber leider bin ich momentan Strohwitwer. Ich werde jedoch den Vizekonsul darum bitten, daß er eine anständige Pension für Sie sucht, und wenn Sie dies Geld als ein Darlehn von mir annehmen wollen, das Sie mir gelegentlich zurückzahlen können, so bitte ich darüber zu verfügen."

Er überreichte ihr einen Schein über fünfundsiebzig Dollars, den sie halb mechanisch annahm, ohne sich klar zu machen, daß er sie dadurch ja mit den Mitteln zu der Flucht versah, von der er sie eben hatte zurückhalten wollen.

"Ich bin Ihnen sehr dankbar," sagte sie einfach und steckte den Schein in ihre leere Börse.

Der Konsul öffnete jetzt die Thür und stellte ihr einen jungen Mann mit einem hübschen, biedern norwegischen Gesicht vor. Dies war der Vizekonsul, und seiner Führung überließ sie sich nun fürs erste.

Die anständige Pension wurde in Brooklyn entdeckt; sie war von Musiklehrern, Kunstjüngern und alleinstehenden Frauen und Mädchen besetzt. Nachdem der Vizekonsul der Pensionsvorsteherin einige nähere Auskünfte erteilt und den Preis des Zimmers mit ihr verabredet hatte, verließ er seinen Schützling mit dem Versprechen, sich am andern Tage wieder nach ihr umzusehen.

Wie groß war sein Erstaunen aber, als man ihn am nächsten Tage benachrichtigte, daß die junge Dame ihre Rechnung für einen Tag bezahlt habe und ohne Angabe ihres Ziels abgereist sei.

Hatte New-York schon auf Hulda einen sinnverwirrenden Eindruck gemacht, so überwältigte Chicago sie vollends.

Dem jungen Mädchen schwand jede Hoffnung, ihren Geliebten in diesem summen, dampfenden, brausenden Kessel menschlicher Geschäftigkeit zu finden. Sie kam nach einer schlaflosen Nacht gegen zehn Uhr morgens an und ließ sich widerstandslos von dem Menschenstrom fortführen, bis sie ungefähr hundert Schritt von dem Depot auf der Brücke von Adamsstreet zur Besinnung kam.

Da stand sie nun und sah auf die Lokomotiven hinab, die fortwährend wirr durcheinander hin- und herlaufen und mit dem Klängen der Glocken, dem Rischen der hervorströmenden Dampfswolken einen ohrzerreißenden Lärm machten. Alle Straßen schienen in einer Rauchwolke zu enden, und enorme, vom Ruß geschwärzte Gebäude, deren bloße Größe schon einen überwältigenden Eindruck machte, schnitten ihr jede weitere Aussicht ab.

Sie begann plan- und ziellos weiter zu wandern, indem sie fortwährend überlegte, wie sie es wohl anfangen sollte, Daß Bruns Adresse, die sie auf dem Brief in ihrer Tasche hatte, anzufinden. Endlich beschloß sie einen Polizisten zu fragen. Er setzte sie auf eine Straßenbahn und sagte dem Kondukteur, daß sie in Divisionstreet absteigen wolle. Nach zwanzig Minuten rief der Beamte laut den Namen der Straße, und mit Hilfe eines zweiten Polizisten fand sie das gesuchte Haus.

Es lag etwas so geheimnisvoll Lautloses über dem ganzen Hause, daß es ihr beinahe unangenehm vorkam, anders als im Klüsterton zu sprechen. Das Haus schien ihr ein schlechtes Gewissen zu haben. Auch die Hauswirtin, die endlich nach wiederholtem Klingeln erschien, ging auf den Zehen, als ob sie fürchte, jemanden zu wecken.

Als Hulda mit heißen Wangen und wildklopfendem Herzen fragte, ob Herr Brun zu Hause sei, überlegte die Frau einen

Augenblick, den Kopf zur Seite geneigt, und wiederholte mit verwundertem Stirnrunzeln: "Brun, Brun?"

"Ja, Herr Daß Brun — der norwegische Künstler," rief Hulda angstvoll.

"Ja, jawohl, Herr Daß Brun. Er ist schon seit sechs Monaten nicht mehr hier. Im Frühling ist er fortgezogen."

"Können Sie mir vielleicht sagen, wohin er gezogen ist?"

"Ich wollte, ich wüßte es! Das wäre fünfundsiebzig Dollars für mich wert."

Hulda verstand nicht, was sie meinte, aber in der Art und Weise, wie die Frau von Brun sprach, lag so wenig Ehrerbietung, daß Hulda nicht nachzuforschen wagte.

"Sie haben also keine Ahnung, wo ich ihn finden kann?" fragte Hulda, und das Herz wurde ihr mit jedem Augenblick schwerer. Sie stand noch unten in dem Hausflur unter dem Bronzefronleuchter, und die Frau sah sie mit eigentümlich prüfenden, aber nicht unfreundlichen Blicken an.

"Armes Kind," jagte sie endlich, und ein teilnehmendes Verständnis ging über ihre Züge, "er hat Sie wohl hintergangen, nicht? Na, ich kann Ihnen aber sagen, es nützt Ihnen nichts, wenn Sie ihn finden. Er hat keinen roten Heller mehr, der ihm gehört, und kriegt wohl auch niemals einen."

Das dumpfe Gefühl wie von einem Unheil, das auf Huldas Brust gelegen, seit sie die Schwelle dieses Hauses überschritten, kroch ihr fröstelnd den Rücken hinab. Sie hatte nur den Wunsch, von dieser schrecklichen Frau fortzukommen, ehe sie ihr Ideal gänzlich zerstörte. Die Frau hatte ja allerdings nichts Ehrenrühriges von Daß gesagt, nur daß er arm sei, und doch bebt sie vor Angst, daß sie noch irgend ein schreckliches Geheimnis plötzlich erfahren könne.

Schnell verließ sie das Haus und ging einige Schritte wie halb betäubt, fand jedoch mit fast wunderbarer Sicherheit durch das Gewirr unbekannter Straßen den Weg nach dem Bureau des skandinavischen Konsuls in der Milwaukee Avenue, indem sie sich stets an die Polizei wandte, wenn sie den Weg verloren hatte.

Der Konsul kannte allem Anschein nach Daß Brun, meinte aber, daß er häufig seinen Wohnort wechselte und daher im Augenblick sich nicht so leicht auffinden lassen werde. Er war außerordentlich zurückhaltend, und Hulda hatte ihn in Verdacht, daß er ihre Geschichte, die sie nur bruchstückweise erzählte, mit einem gewissen Vorbehalt und Mißtrauen entgegennehme. Sie machte die Erfahrung, daß ein junges Mädchen, das einen Herrn unerwartet überfällt, nicht immer willkommen ist, wenn ihre Beweggründe auch noch so edel und rein sind.

"Darf ich fragen, wo Sie selbst sich aufhalten?" fragte der Konsul, als sie sich erhob, um zu gehen. "Es bedarf wohl kaum meiner Versicherung, daß ich, wenn ich über Herrn Bruns Aufenthaltsort irgendwie Näheres erfahren sollte, Sie dann baldigt benachrichtigen werde."

Sie mußte bekennen, daß sie eben erst angekommen sei und daß sie bis jetzt noch kein Unterkommen gefunden habe. Er bat um Entschuldigung, ergriff eine Feder und schrieb ihr einen Empfehlungsbrief an die Vorsteherin eines "christlichen Mädchenheims".

"Wenn Sie sich an diese Adresse wenden," sagte er, "werden Sie billig und angenehm wohnen, bis — bis Sie vielleicht den Wunsch haben, von hier fortzugehen."

Sie dankte ihm hastig für seine Güte und nahm Abschied. Sie war jetzt von der Aufregung, dem Hunger und der Ermüdung so schwach, daß sie alles um sich her nur noch wie durch einen Schleier sah und der Boden unter ihren Füßen zu schwanken schien. Mit Anspannung ihrer ganzen Willenskraft versuchte sie dies Ohnmachtsgefühl zu überwinden, mußte jedoch sich jeden Augenblick an einen Laternenpfahl anklammern, um nicht umzufinken. Jetzt, da das Ziel nahe vor Augen lag, durfte sie nicht schwach werden! Und mitten in dem betäubenden Tumult des Straßenlebens kam sie sich wie ein hilfloses, verlassenes Kind vor, und unwillkürlich fielen ihr Gebete aus der Kinderzeit ein, die ihr aufs neue Kraft und Stärke verliehen und sie das Rauschen der Wagen und das Pfeifen der Lokomotiven um sie her ganz vergessen ließen. Aber obgleich sie innerlich ruhiger wurde, konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß sie körperlich immer matter und schwächer wurde.

Sie richtete sich noch einmal so fest auf, wie sie konnte, und mußte sich verzweifelt ab, den schrecklichen Nebel, der sich vor ihren Augen zu verdichten schien, zu zerteilen. Sie wandte ihre Augen auf das nächste Ladenfenster, das zufällig das eines Bäckers war, und steuerte kühl darauf zu. Sie erreichte das Haus gerade, als die Kräfte sie verließen, und sich an die Thürschwelle klammernd, schwankte sie mit dem Rest ihrer Kraft in den Laden hinein.

"Ich bin krank," leuchtete sie, "bitte, verzeihen Sie einen Augenblick." Damit verlor sie das Bewußtsein und fiel zu Boden.

Als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, begegnete sie den Augen einer freundlichen deutschen Matrone, die ein Glas Brandy an ihre Lippen hielt und besänftigend ihr zuredete. Das brennende Gefühl, als die Flüssigkeit ihr in die Kehle hinunterglitt und ihr Blut erwärmte, war alles, was sie empfand. "Ach, Sie waren sehr krank," meinte die Bäckersfrau besorgt, "aber jetzt ist Ihnen doch wieder besser, nicht wahr?"

Als Hulda ganz zur Besinnung gekommen war, bemerkte sie ein schlachthaariges junges Mädchen von sechzehn oder siebzehn Jahren, das sie mit unterhöhlener Neugier anblickte.

"Weißt du denn garnicht, was sich schickt, Johanna?" fragte die Mutter und verjette ihr einen gehörigen Puff. "Se, was gaffst du denn so? Mein Gott, hast du noch nie eine Dame gesehen, die ohnmächtig wurde?"

Als das Mädchen sie so dreist anstarrte, ward Hulda unangenehm daran erinnert, daß sie so schäbig und abgerissen ansah. Es verlangte sie sehnlichst nach lauberen Betten und frischer Wäsche. Das Gefühl, sich in ein falsches Licht zu setzen, das sie seit ihrem Abschied von Hause gequält hatte, kehrte jetzt mit erneuter Heftigkeit zurück. Sie merkte der Bäckersfrau an, daß sie wohl herzliches Mitleid mit ihr habe, sie aber, ihren Kleidern nach, gesellschaftlich falsch taxiere.

"Vielleicht sind Sie so freundlich, mir eine Tasse Kaffee und ein paar Brötchen zu geben," sagte sie. "Ich kann es wohl gleich im voraus bezahlen," fügte sie hinzu, ein demütigendes Gefühl bekämpfend, als sie beobachtete, wie die Züge der Frau sich bei ihrer Bitte verjarteten.

Es war amüßant zu sehen, wie schnell der unfreundliche Ausdruck im Gesicht der Frau in ein Lächeln überging, als Hulda einen Fünfdollarschein auf den Ladentisch legte. Johanna

brachte ihr sofort Kaffee und präsentierte ihm der Kundin mit einem Knix. Frisches Brot, gute Butter und kalte Zunge wurden ihr ebenfalls angeboten, Hulda aß mit einem wahren Heißhunger von diesen Leckerbissen und fühlte, wie ihre Kräfte wiederkehrten.

Nach einer Stunde begab sie sich wiederum auf ihre Wanderung, nachdem sie genaueste Erkundigung über die Lage des "Mädchenheims" eingezogen hatte.

Das Zimmer, das ihr durch die Vorsteherin des Mädchenheims angewiesen wurde, war überall mit gemalten Bibelversen, von Herbstblättern umgeben, ausgeschmückt. Daneben hingen an den weißgetünchten Wänden Kupferstiche von Bischöfen der Chicagoer Methodistengemeinde in schwarzen Rahmen. Auf einem Klavier lag ein großer Stapel abgenutzter Bibeln und Gesangbücher.

Eine große, hagere, bebrillte und eckig aussehende Frau von ungefähr fünfzig Jahren, trat in das Zimmer. Mit einem ihr augenscheinlich zur Gewohnheit gewordenen wohlwollenden Lächeln streckte sie Hulda eine feuchtkalte Hand hin. Sie trug ein fadenförmiges schwarzes Kleid und Filzschuhe.

"Wir freuen uns, Sie hier begrüßen zu können," begann sie mit einschmeichelndem Tonfall, "wir haben hier schon viele junge Mädchen aus Norwegen gehabt. Es waren recht liebe Mädchen darunter, ja — aber nicht alle haben sich gut geführt — nein, nicht alle." Nach jedem Satz, den sie sagte, stieß sie einen eigentümlichen, ergebungsvollen Seufzer aus, als ob das alles gar zu traurig sei, und doch lächelte sie unausgesetzt während des Sprechens. "Wir nehmen hier nur drei und einen halben Dollar für Kost und Wohnung," fuhr die Matrone fort, indem sie Hulda gegenüber Platz nahm, aber wir können Ihnen dafür kein eigenes Zimmer anweisen. In jedem Zimmer wohnen zwei, drei oder vier Mädchen zusammen, je nach der Größe des Zimmers. Sie können aber ein eigenes Bett bekommen und einen Schirm davor, damit Sie ganz ungeniert sind." Sie fuhr, ohne eine Antwort von Hulda zu erwarten, fort zu sprechen, mit demselben stereotypen Lächeln, das zu den harten Linien des Gesichtes wenig paßte und ihm wie eine Art Anhängsel für den Besuch aufgesetzt zu sein schien; sie erzählte, daß Punkt sechs Uhr zu Mittag gegessen würde und daß es zum ersten Frühstück Hafermehlsgrüße oder Reisbrot und Brot, Butter und Kaffee gäbe, während die Mädchen ihr zweites Frühstück, ihr "luncheon" außer dem Hause nähmen.

Als sie mit ihrer Auseinandersetzung fertig war, gab Hulda sich auf eine Woche in Kost und Wohnung, obgleich ihr bei dem Gedanken an das unbekannte Mädchen, dessen Zimmer sie teilen sollte, unbehaglich wurde.

Die ganze Einrichtung des Hauses war so kahl, schmucklos und spärlich, daß es sich wie ein dumpfer Druck auf Hulda legte. Sie warf sich auf das eiserne Bett, das ihr angewiesen wurde, mit einem Herzen so schwer wie Blei. Der Märzsonnenschein, der durch den Straßennebel ins Zimmer blickte, beleuchtete mit seinem matten Licht ein zerbrochenes und trübes Spiegelglas, das wiederum die Strahlen in einem zitternden unregelmäßigen Lichtbild gegen die Decke warf. Hulda fühlte sich so grenzenlos unglücklich, daß sie sozusagen davor zurückscheute, die ganze Größe ihres Unglücks zu erfassen. Und während sie so mit ihren Gedanken kämpfte, überkam sie eine große Müdigkeit, und sie fiel in einen tiefen Schlaf.

Nach ungefähr drei Stunden wachte sie von dem Schein eines Lichtes auf, das vor ihren geschlossenen Augen sich hin und her zu bewegen schien. Sie fuhr im Bett empor und sah ein unbekanntes Mädchen vor sich stehen.

"Sie sind sehr hübsch," sagte das fremde Mädchen ganz unvermittelt, "ich habe noch nie eine so hübsche Person gesehen."

Hulda rieb sich die Augen, um sich zu überzeugen, daß sie nicht mehr träumte. "Wer — wer sind Sie?" fragte sie norwegisch, und dann, sich der Sachlage bewußt werdend, wiederholte sie die Frage englisch.

"Ich bin Ihre Zimmergefährtin — Hattie Galloran."

"Nun — dann bitte ich um Entschuldigung," sagte Hulda, die jetzt ganz wach geworden war, "daß ich hier so eingebrungen bin."

"Eingedrungen?" wiederholte Hattie Galloran, als ob sie das Wort nicht verstände, "was meinen Sie damit?"

"Nun — daß ich in Ihrem Zimmer schlafe, ohne Sie vorher gefragt zu haben."

"Lieber Himmel, es ist ja nicht mein Zimmer. Ich bezahle ja nur die eine Hälfte."

Hattie war ein großes, mageres und eckiges Mädchen mit gelblich grauem Teint, hellbraunen Augen, dünnen Lippen und unbestimmter Haarfarbe. Ihre Züge waren grob und unbedeutend. Das harte Leben, die Entbehrungen, das Elend von Jugend auf hatten sie vor der Zeit jeder Anmut beraubt und die Blüte aufkeimender Jungfräulichkeit zum Welken gebracht.

"Wo kommen Sie her?" fragte sie, noch immer das Licht emporkaltend und Hulda unverweilt anstarrend.

"Ich komme von Norwegen."

"D je, wirklich?" Sie stellte das Licht auf Huldas Nachttisch hin, setzte sich sans façon auf den Stuhl vors Bett, faltete die Hände über dem Knie zusammen und sagte mit unterdrücktem Eifer: "Erzählen Sie mir doch, bitte, von Ihrem Leben. Was für Liebhaber Sie gehabt haben, was für Essen Sie gewohnt sind, wie Ihre Ma gegen Sie gewesen ist."

Hulda blickte sie erstaunt an und schwieg.

Hattie war sichtlich darauf nicht vorbereitet. In den Kreisen, die sie kannte, war es unerhört, daß ein Mädchen nicht ihr Herz ausschütten und ihre Geheimnisse auskramen wollte. Lange sah sie Hulda nur mit einem höchst verwunderten Blick an. "Bist du verrückt?" plagte sie endlich heraus.

"Nein, ganz und garnicht," sagte Hulda sanft.

"Du magst mich wohl nicht? Warum sagst du es nicht? Mich hat noch nie jemand leiden mögen, daß du's nur weißt." Sie machte ihr diese Eröffnung als etwas ganz Selbstverständliches.

"Warum mögen sie dich denn nicht?" fragte Hulda mit erwachendem Interesse.

"Ich habe keine Erziehung gehabt, siehst du. Ich habe keine Manieren. Mein Vater hat selbst keine Erziehung gehabt, und dann trinkt er, und alles, was ich thun kann, ist, ihm aus dem Wege zu gehen, wenn ich etwas Geld habe."

"Womit verdienst du Geld?" fragte Hulda.

"Na, siehst du, ich habe mich an die Stadtmissionsgesellschaften der vielen amerikanischen Sekten gewandt, um leben zu können. Ich war nacheinander bei den Methodisten, den

Baptisten, den Presbytern und Episkopalern und wurde von jeder Sekte getauft und konfirmiert; ich feierte alle ihre Feste mit und wurde zu Weihnachten immer reich beschenkt. Jetzt bin ich bei den Episkopalern und denke bei ihnen zu bleiben. Wenn man erst größer wird, erkennen sie einen zu leicht wieder, dann kann man sich nicht mehr verändern. Und seit ich hier im Mädchenheim der Episkopalkirche das Buchstabenlesen für die Druckereien erlernt habe, brauche ich die andern Missionsgesellschaften nicht mehr. Ich verdiene die Woche zehn Dollars, und manchmal bringe ich's auch wohl auf fünfzehn bis sechzehn Dollars, wenn ich nebenher zu Hause arbeite."

Gulda hörte diesen merkwürdigen Bericht mit größter Aufmerksamkeit an. Hatties Mitteilungen wurden jedoch durch die Tischglocke unterbrochen, und Gulda sprang hastig empor, um noch flüchtig Toilette zu machen, ehe sie mit Hattie ins Esszimmer hinabging.

Auf der Treppe trafen sie mit einem halben Dutzend Mädchen von derselben Art wie Hattie zusammen; nur war der Eindruck, den die meisten von ihnen machten, nicht ganz so trostlos.

Das Esszimmer unten im Hause glich mit seinen kahlen weißgetünchten Wänden, denen jeder Schmuck fehlte, fast einer Scheune. Drei lange Tische, an denen hölzerne Stühle von der allereinfachsten Machart standen, liefen von den Fenstern bis an die gegenüberliegende Wand. Das Geschirr war weiß und plump. Die Aufwartung besorgten einige Kostgängerinnen, die auf diese Weise ihre Rechnung beglichen.

Die Mädchen stellten sich hinter ihren Stühlen auf und blieben stehen, während die Matrone einen anwesenden Geistlichen bat, das Tischgebet zu sprechen.

Die Suppe war eine kraftlose, lauwarne Brühe, auf der ein paar Fetttaugen schwammen. Das Roastbeef war so trocken wie Sägespäne und ganz erschrecklich zäh. Das Gemüse war unschmackhaft zubereitet und wässrig, und das Dessert bestand aus einem unbeschreiblichen Pudding, der aus altbackenem Brot gemacht, mit etwas Zimmt gewürzt und mit einer braunen Kruste überzogen war.

Gulda, die eine feine Zunge hatte und sich recht gut aufs Kochen verstand, hatte nie in ihrem Leben ein so abscheulich zubereitetes Essen genossen. Sie war daher auch nicht überrascht, daß selbst Hattie Halloran, die man wohl kaum verwöhnt nennen konnte, nur mit Mühe von dem Roastbeef hinunterwürgte und daß die Mädchen sich laut in allerhand abfälligen Bemerkungen über das Essen ergingen. Da sie selbst nur etwas Brot zu genießen vermochte, hatte sie vollauf Gelegenheit, die Mädchen zu beobachten. Unter den zwanzig oder dreißig konnte sie kein einziges Gesicht entdecken, das den natürlichen Frohsinn der Jugend zeigte.

"Was thun eigentlich alle diese Mädchen hier, und was sind sie?" fragte Gulda ihre neue Freundin, denn es fiel ihr auf, daß alle eigentlich etwas Unfeines an sich hatten.

"Weshwegen sie hier sind?" wiederholte Hattie halb verächtlich, "na, weil sie arm sind, denke ich mir; sie müssen sich ihren Unterhalt selbst verdienen und können sich nichts Besseres leisten."

"Womit verdienen sie Geld?"
"Mit allem Möglichen. Einige sind Seherinnen in derselben Druckerei wie ich, einige Stenographistinnen oder Maschinenschreiberinnen; andre nähen oder arbeiten in Fabriken; die meisten aber werden wohl Ladenmädchen sein."

Als Gulda nach Tisch fortschlüpfen wollte, bat die Matrone sie zu bleiben. "Wir haben die hübsche Gewohnheit," sagte sie, "nach dem Mittagessen uns im Wohnzimmer zu versammeln und ein paar geistliche Lieder zu singen. Heute abend haben wir das Glück, einen Vortrag von Seiner Hochwürden Herrn Dr. Trump zu hören."

Als der Geistliche seinen Vortrag beendet hatte, dankte die Matrone ihm in überschwenglichen Worten. Zum Schluß sangen sie einen Choral, in den Gulda mit einstimmt, da ihr die Melodie bekannt war. Sobald ihre volle, reine und schöne Stimme sich in den etwas unsichern Chor mischte, fielen die übrigen Stimmen eine nach der andern ab. In hellem Erstausstoß hörten die Mädchen zu, und schließlich sang Gulda allein noch mit Herrn Dr. Trump. Sogar der Geistliche fühlte, daß sein heiserer Bass den seltenen musikalischen Genuß nur verderbe, und beim letzten Vers ließ er Gulda den Gesang allein beenden.

Raum war der letzte Ton verhallt, als alle Mädchen sich um sie drängten und baten, sie möge doch noch etwas singen. Als zuletzt Dr. Trump und die Matrone sich diesen Bitten angeschlossen, setzte sich Gulda an das Klavier, griff aufs geratewohl ein paar Akkorde und entlockte dem abgenutzten Instrument einen unverbesserten Klangreichtum. Dann kam über sie ein eigenartiger Antriebs — jenes rebellische Gefühl, das in ihr emporgestiegen war, als sie zum erstenmal mit Olaf Brun sang, und süße halbvergessene Regungen schwellten ihr die Brust. Dasselbe gewaltige, machtvolle und tiefe Sehnen nach Glück, das stets das Zeichen einer großangelegten Natur ist, quoll wieder in ihrer Seele empor und verlieh ihrer Stimme einen eigentümlich bewegten Ausdruck.

Gulda sang ein leidenschaftliches norwegisches Lied, das wie eine Sturmflut dahinbrauste und durch die erhabene Einfachheit der Melodie die Zuhörer unwiderstehlich ergriff. Thränen stahlen sich in die Augen der Mädchen, und jedes dieser armen liebbedürftigen Wesen wurde von namenlosem Sehnen erfüllt. Und wie Gulda so in der vollen Schönheit ihrer germanischen Jungfräulichkeit, in der anmutigen Fülle, die ihr die Natur verliehen, dasaß, erschien sie wie eine Rose unter Disteln. Dr. Trump selbst, so wenig empfänglich er sonst für Frauenschönheit war, mußte Guldas prachtvollen Wuchs bewundern, der freilich einen auffallenden Gegensatz zu diesen armseligen, verkümmerten Geschöpfen bildete, die hier aus der großen Zahl Schiffbrüchiger im Leben gerettet worden waren.

Obgleich die Worte des Liedes norwegisch waren, bedurften sie keiner Auslegung für die Zuhörer. Als Guldas Stimme von übermächtigem Gefühl erbebt, lag jener weiche Schmelz darin, der den Zuhörer mit wohnsamem Schauer durchrieselt. Sie fühlte sich wieder daheim im alten Pfarrhause. Sie sah,

wie das liebe Gesicht ihres Vaters unwillig aussehen wollte, aber wie die Freude an der Musik dann doch über sein Mißfallen die Oberhand gewann. Das Gefühl von dem, was sie für immer verloren, überkam sie mit solcher Lebhaftigkeit, daß ihre Bewegung sie zu überwältigen drohte und ihre Stimme fast von Thränen erstickt wurde.

Sie sang das Lied mühsam zu Ende, dann erhob sie sich hastig und entschuldigte sich. Ein Murren des Staunens, Bewunderns und Entzückens erhob sich in dem Augenblick, als die Thür sich hinter ihr schloß. Dr. Trump war voll Begeisterung, und die Matrone stimmte ihm in ihrer überschwenglichen Art bei.

"Meiner Treu, dies Mädchen ist eine Künstlerin," sagte der amerikanische Geistliche, "ich habe in meinem ganzen Leben noch keine so schöne Stimme gehört. Wenn die Dame eine Aufstellung in einer unserer Kirchen haben will, kann ich ihr leicht eine sehr einträgliche verschaffen."

Hattie Halloran, die sich als Beschützerin Guldas fühlte, beeilte sich, ihr diese Bemerkung zu überbringen, und war ziemlich enttäuscht darüber, daß Gulda sie so teilnahmslos aufnahm.

Sie fand sie im Dunkeln auf ihrem Bett liegen, das Gesicht der Wand zugewandt.

"Dein Pa war wohl reich?" fragte Hattie unvermittelt,



Gustav Freitag †.
(Vergl. S. 264.)

nachdem ihre Versuche, eine Unterhaltung anzuknüpfen, gescheitert waren.

Gulda antwortete nur mit einem tiefen Seufzer. "Du bist wohl an besseres Essen gewöhnt?" bemerkte die unermüdliche Hattie nach Verlauf von wieder fünf Minuten.

Gulda nickte langsam, und Hattie fuhr ermutigt fort: "Hat dein Schatz dich sitzen lassen?"

Das sichtliche Mißfallen, das diese Frage erregte, machte Hattie ein wenig ungeduldig, und sie sagte daher etwas ärgerlich: "Du könntest ganz gut mit mir sprechen. Ich bin kein Schwagmann, daß du's nur weißt. Ich würde dir schon aus der Klemme helfen, wenn du nur wolltest."

"Danke sehr. Das ist sehr freundlich von dir," erwiderte Gulda, sich auf ihren Ellbogen stützend und prüfend ihrem Gegenüber ins Gesicht sehend. Ihr kam der Gedanke, daß dies Mädchen, das in der Stadt Bescheid wußte und gutherzig war, ihr am Ende nützen könne.

Es widerstrebte ihr, vielleicht aus übertriebener Empfindsamkeit, von ihrer Liebe zu diesem nichts weniger als zartbesaiteten Mädchen zu reden, das schwerlich die Motive ihrer Handlungsweise verstehen und sicherlich ganz verkehrte Schlüsse daraus ziehen würde; dennoch bezwang sie sich und sagte mit fester Stimme: "Ich bin hergekommen, um Herrn Olaf Brun zu heiraten, einen jungen Künstler, mit dem ich schon länger als ein Jahr verlobt bin. Unglücklicherweise ist er umgezogen, und der Brief, in dem er mir seine neue Adresse angegeben haben wird, muß verloren gegangen sein. Nun muß ich natürlich alles daran setzen, ihn zu finden, und wenn du mir vielleicht einen guten Rat geben könntest, wie ich das am besten anfangen, würde ich dir sehr dankbar sein."

Hatties graue Augen funkelten förmlich vor Aufregung, als sie diese rührende Geschichte hörte. Sie fühlte, wie sie in ihrer Selbstachtung wuchs, wenn sie daran dachte, daß ihr ein so wichtiges Geheimnis anvertraut worden war. Aber gerade dies stolze Gefühl trieb sie auch an, sich bei dieser Gelegenheit würdig zu benehmen und sich etwas zurückzuhalten. "Du willst doch wohl nicht sagen, daß du die ganze, weite Reise von Schweden gemacht hast — nur um ihn aufzusuchen?"

"Nein, ich bin von Norwegen gekommen," sagte Gulda ruhig.

"Na, das ist ja ganz dasselbe. Weißt du ihm aber gut sein! Und liebt er dich ebensosehr?"

"Ja, ebensosehr wie ich ihn," sagte Gulda mit Ueberzeugung.

Es kam Hattie ganz wunderbar vor, daß Gulda so frei und ohne Erröten von ihren Beziehungen zu einem jungen Mann sprechen konnte, und ihr Heißhunger nach diesem ungekannten Thema ließ sie ihre Zurückhaltung vergessen, und sie fragte rasch: "Hat er — hat er dich auch geküßt?" Dabei errödete sie selbst bis an die Haarwurzeln.

"Ja, natürlich, warum denn nicht?" erwiderte Gulda einfach, während ihr eine leichte Röte in die Wangen stieg.

"Donner! Er muß aber toll in dich weg gewesen sein!" war Hatties Kommentar, während sie dasaß und ihre Freundin mit demütiger Bewunderung anstarrte. Als sie keine Antwort darauf erhielt, meinte sie mit unverfrorener Aufrichtigkeit: "Ich wollte, ich wäre ein Mann! Würde ich mich da in dich verlieben!"

"Du wolltest mir ja raten," sagte Gulda ablenkend, "du weißt so gut Bescheid in der Stadt, und vielleicht kannst du mir sagen, wo man einen jungen Künstler am leichtesten finden kann. Wo verkehrt er wohl am häufigsten?"

Hattie nannte eine berühmte Musikhalle, die von der jeunesse dorée in Chicago vielfach besucht wird.

"Was für ein Lokal ist das?" fragte Gulda unschuldig.

"Na — Künstler, weißt du, haben keinen guten Ruf," erklärte Hattie ausweichend. "Aber ich weiß nicht einmal, ob es etwas nützen würde, wenn wir ihn dort suchten."

Am nächsten Morgen wurden die Mädchen um halb sechs Uhr durch eine Glocke geweckt, die fünf bis zehn Minuten lang einen ohrtäubenden Lärm verursachte. Draußen fiel der Regen in Strömen herab, schwarz schlug der Rauch nieder, der jedoch immer wieder in der trüben Luft in phantastischen Krümmungen emporzusteigen versuchte. Eine schauerliche Kälte herrschte im Hause — denn die Mädchen konnten sich des Morgens kein Feuer erlauben — und die ärmliche, übertriebene Zimmerlampe verbreitete nur einen schwachen Lichtschein über den Tisch.

Gulda und Hattie kleideten sich fröstelnd, eine jede hinter ihrem Schirm an und sprachen außer einem "Guten Morgen" nichts miteinander. Sie hatten beide ihre einfache Toilette beendet und wollten schon ins Esszimmer hinuntergehen, als Hattie, mit dem Rücken der Thür zugewandt, fragte: "Bist du vielleicht noch müde?"

"Nein, ich bin nicht böse," erwiderte Gulda.

"Dann will ich dir was sagen. Ich will dir deinen Schatz suchen helfen, wenn du willst."

"Aber wie willst du das anfangen?"

"Das geht dich nichts an. Ich werde ihn schon finden."

"Aber du mußt ja zur Arbeit? Du kannst sie doch nicht versäumen?"

"Ich schwänze eben mal einen Tag."

"Und womit willst du dich entschuldigen?"

"Ach, ich denke mir schon was aus — kannst dich drauf verlassen."

"Aber warum kannst du mir nicht lieber sagen, wohin ich gehen soll. Dann kann ich es ja selbst thun."

Hattie blickte statt einer Antwort ihre Freundin lange prüfend an, wie um das "Für" und "Wider" der Frage zu erwägen. "Ja, ja!" bemerkte sie dann, "bist du aber schnurrig!"

Gulda, der dies Kompliment unverständlich war, wiederholte ihre Frage.

"Na, bedenke doch nur," rief Hattie aus, "an mir vergreift sich keiner, da ich so häßlich bin, und wenn mir wirklich jemand zu dreist werden sollte, werde ich mich schon zu wehren wissen."

"Nuch gegen mich würde ganz gewiß niemand zu dreist werden," sagte Gulda ruhig.

"Aber ich weiß hier in der Stadt in- und auswendig Bescheid, und du bist fremd. Ich werde keinen schlechten Detektive abgeben."

"Kann ich dich nicht wenigstens begleiten?"

"Nein, das geht nicht, du bist zu hübsch." Und um ihrer Freundin jede Möglichkeit zu nehmen, sich die Sache noch anders zu überlegen, öffnete Hattie schnell die Thür, und sie gingen beide hinunter zum Frühstück.

Die Mädchen saßen um den Tisch mit verdrießlichen Gesichtern, eine trübe Klüßigkeit schlürpfend, die nur die eine gute Eigenschaft hatte, daß sie warm war. Als sie fertig waren, stand eine nach der andern auf und eilte auf den Flur hinaus, wo sie sich in ihren Regenmantel hüllte, um dann in dem brausenden Menschenstrom der Stadt unterzutauchen.

Nachdem Hattie Halloran unter einem Vorwand Erlaubnis erhalten, aus ihrer Druckerei fortzubleiben, dachte sie an eine ihrer Kolleginnen, eine Maschinenschreiberin, die im Bureau eines norwegischen Rechtsanwalts beschäftigt war. Dies Mädchen, Annie Halvorson, war sehr hübsch, und Hattie schloß instinktiv aus ihrer allgemeinen Kenntnis des menschlichen Geschlechts, daß ein hübsches Mädchen wahrscheinlich eher die Bekanntschaft des leichtlebigen Künstlers gemacht haben könne als ein häßliches. Ueberdies meinte Hattie sich zu erinnern, daß Annie eine aufregende Geschichte mit irgend einem Künstler gehabt hatte, und es kam ihr der Gedanke, daß dieser Künstler vielleicht Olaf Brun sein könne. So sehr viele norwegische Künstler konnte es doch am Ende in Chicago nicht geben, und irgend ein Leitfaden mußte dann früher oder später zu dem, den sie suchte, führen.

Zufällig war der Rechtsanwalt auf dem Gericht, als sie in seinem Bureau vorsprach, und die beiden Mädchen konnten sich daher ungestört hinsetzen und nach Herzenslust plaudern.

Hattie brachte die Unterhaltung geschickt auf die Künstler im Allgemeinen, über die sie redete, als ob sie mit ihnen auf sehr vertrautem Fuße stände, und sah mit Vergnügen, daß ihre Freundin geradeswegs in die Falle ging und beispielsweise einen jungen Künstler erwähnte, in den sie ganz toll vernarrt gewesen wäre.

"Sieh er nicht Brun — Olaf Brun?" fragte Hattie so beiläufig.

„Woher weißt du das? Hat er sich etwa über mich lustig gemacht?“ rief Annie Halvorson erregt.

„Bewahre. Aber vielleicht meinen wir garnicht denselben. Der, den ich meine, wohnt Divisionsstreet.“ Hattie nannte Bruns letzte Adresse, die Hulda ihr mitgeteilt hatte.

„Ja, den meine ich,“ rief Annie ahnungslos aus, „aber da wohnt er nicht mehr. Er lebt jetzt 148 Halstead Street.“

„Nicht möglich! Halstead Street? Das ist gerade keine vornehme Gegend.“

„Nein, es geht ihm nicht gut. Er soll seine letzte Wohnung heimlich verlassen haben. Seine Verwandten drüben in Europa sind sehr vornehm, aber sie wollen nichts mehr von ihm wissen. Er hat zweimal eine Anstellung gehabt, aber jedesmal verloren, weil er nicht zeitig genug aufstehen wollte.“

„Na, das ist doch arg, nicht wahr? Aber nun muß ich fort. Ich kann hier nicht den ganzen Morgen versitzen. Adieu.“

Hattie traf bei der bezeichneten Wohnung in Halstead Street nach kaum einer halben Stunde ein und kehrte, nachdem sie sich vergewissert, daß alles stimme, nach Hause zu Hulda zurück.

Letztere erhob sich erwartungsvoll, als sie Hattie hereinkommen sah, und öffnete den Mund, konnte aber keinen Ton hervorbringen.

„Ich habe ihn gefunden!“ rief Hattie triumphierend.

Hulda preßte die Hand aufs Herz. Sie getraute sich nicht zu sprechen. Dann, nachdem sie mehreremal im Zimmer auf- und abgegangen und ruhig geworden war, setzte sie ihren Hut auf, zog den Mantel an und bat Hattie, ihr zu folgen.

Der Regen hatte nachgelassen, aber der Himmel glich einem bleiernen Dach, das die Stadt einschloß und all ihren Rauch und ihre Dünste gefangen hielt. Die Luft hatte eine graubraune Färbung und war so dick, daß man kaum die Hand vor Augen sehen konnte. Die riesigen, zehn und zwanzig Stock hohen Gebäude ragten aus dem Nebel hervor und verloren sich in nebelhaft verschwommenen Umrissen; die warenbeladenen Karren, die endlose Reihe von Droschken und Wagen, deren einförmiges Geräusch aus dem Zwielicht hervorklang, die schreienden Kutscherstimmen, das heisere Brüllen der Schutzleute, alles zusammen ergab ein vielgestaltiges Bild weltstädtischen Lebens, dessen Großartigkeit einen gewaltigen Eindruck auf Hulda hervorbrachte.

Sie klammerte sich fest an den Arm ihrer Gefährtin und war zufrieden, daß sie sich der Leitung Hatties anvertrauen konnte. Mühsam schob sie sich weiter, immer unter dem bedrückenden Gefühl einer hoffnungslosen Verlassenheit, das sie niemals überwinden zu können glaubte. Plötzlich befand sie sich in einer Pferdebahn, die nach Halstead Street führte, und hörte zu, wie Hattie auf sie einredete und ihr von der List erzählte, durch die sie die Adresse Bruns herausbekommen hatte.

(Schluß folgt.)

Fingsten.*

Nun streut mit immer vollern Händen
Der Himmel seine Gaben aus;
Die Erde schmückt an allen Enden
Mit Blumenkränzen reich ihr Haus.

Den Nachtigallen lauschen Rosen,
Verströmend ihres Herzens Duft;
Melodisch tönt des Waldes Tosen,
Und Klänge zittern durch die Luft.

Da zucken Blitze grell zusammen,
In fahlem Schein steht Wald und Feld,
Als wolle' der Herr mit Feuerflammen
Luft neue taufen seine Welt.

Durch alle Herzen lodert wieder
Die heil'ge Glut so wunderbar,
Wie einst, da auf die zwölfe nieder
Der Geist in Feuerzungen kam.

Georg Scherer.

* Aus der Sammlung „Gebichte“ von Georg Scherer (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt).

Gustav Freytag †.

(Hierzu das Porträt Seite 263.)

Nachdruck verboten.

Der vollstimmlichste und vielseitigste deutsche Schriftsteller, Gustav Freytag, ist am 30. April d. J. in Wiesbaden gestorben. Soweit die deutsche Zunge klingt, hat die Nachricht von seinem Hinscheiden tiefe Trauer erweckt, in der Hütte wie im Palast, in der Werkstatt wie in der Schreibstube, denn einmütig verehrte das deutsche Volk den Verstorbenen als einen großen und reinen Künstler, als einen liebenswerten und feinen Dichter, dessen Humor und Ernst, dessen Versenken in die Vergangenheit unsrer Nation und dessen Teilnahme an den Aufgaben der Gegenwart ihn in die Reihe der führenden Geister gestellt hatten, die einen bleibenden Einfluß auf die Volksseele auszuüben berufen waren.

Freytag war am 13. Juli 1816 als Sohn eines Arztes in dem ober-schlesischen Städtchen Kreuzburg auf die Welt ge-

Jahre, von 1839 bis 1847, dozierte er an der Breslauer Universität, ohne indes in der akademischen Laufbahn einen Schritt vorzurücken; ja, er stand meist auf dem Kriegsfuß mit den Universitätslehrern, und als er eines Tages eine Vorlesung über deutsche Kulturgeschichte ankündigte, wurde sie ihm von der gestrengen Fakultät verboten, weil es eine solche Wissenschaft garnicht gäbe.

Daraufhin legte Freytag sein Lehramt nieder, um so lieber, als ihm sein Lustspiel „Die Brautfahrt“ oder „Kunz von der Rosen“ eben einen Preis und sein Schauspiel „Valentine“ seinen ersten dramatischen Erfolg eingetragen hatte. Er siedelte auf kurze Zeit nach Dresden über, wo er mit seinem „Grafen Waldemar“ den zweiten Theatererfolg erzielte, und ging sodann nach Leipzig, um hier gemeinsam mit Julian Schmidt die Redaktion der „Grenzboten“ zu übernehmen, die er bis zum Jahre 1870 geleitet hat. Die hervorragendste Frucht dieser journalistischen Thätigkeit war sein bekanntes Lustspiel „Die Journalisten“, das neben Lessings „Minna von Barn-

helm“ und Kleists „Zerbrochenem Krug“ unstreitig das Beste darstellt, das die deutsche Lustspiellitteratur bis auf den heutigen Tag aufzuweisen hat. In Berlin wurde das Stück zuerst am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater gegeben, nachdem die Hofbühne es mit dem Hosiend des Herrn von Hülßen abgelehnt hatte, er wolle die Journalisten, die ihn schon im Leben genug ärgerten, nicht noch auf dem Theater haben. Späterhin aber wurde das Stück, und zwar auf direkte Veranlassung des damaligen Prinzen von Preußen und des Kronprinzen, auch im Berliner Schauspielhaus gegeben, und Liedtke, Döring und Frau Frieß-Blumauer wußten befanntlich aus Konrad Volz und dem Ehepaar Piepenbrink ihre köstlichsten Figuren zu machen.

In Leipzig entstand auch Freytags klassischer Roman „Soll und Haben“, der das schöne Motto trägt: „Der Roman soll das Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit,“ denn „aus dem Volk allein kann man holen, was die Herzen erwärmt und den Geist erfrischt.“ Selbstverständlich wurde dieser Arbeitsroman, der den Kaufmannsstand und insbesondere das Handelshaus des Breslauer Großkaufmanns Molinari (im Roman T. D. Schröter) schildert, von den damaligen Dichtern heftig angegriffen, von dem Volke aber, das nunmehr jedem unklaren Idealismus immer mehr empfänglich ward, mit um so größerer Freude aufgenommen.

Im gleichen Sinne suchte Freytag in seinem Roman „Die verlorene Handschrift“ das Gelehrtentum in seinem ehrlichen Forscherdrang zu schildern.

Während seiner Thätigkeit für die „Grenzboten“ schrieb Freytag auch sein lehrreiches Buch „Die Technik des Dramas“ und seine vortrefflichen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, die zuerst in den „Grenzboten“ erschienen und dann, gesammelt und als

eigenes Werk herausgegeben, gleichfalls die weiteste Verbreitung gefunden haben und im besten Sinne des Wortes ein deutsches Volksbuch geworden sind.

Bei der Konstituierung des norddeutschen Reichstags nahm Freytag als Vertreter des Erfurter Wahlkreises auf kurze Zeit einen Platz im Parlament ein. Im Jahre 1870 folgte er auf besondere Aufforderung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des nachmaligen Kaisers Friedrich, dem Hauptquartier der dritten Armee, und hier im Kriegslager auf französischem Boden entstand der Plan zu dem großen Romanzyklus „Die Ahnen“, in denen der Dichter die Geschichte des altdeutschen Geschlechtes der Jugo, Immo und Ivo in frei erfundenen Erzählungen bis auf unsre Zeit durchführte. Dem Andenken Kaiser Friedrichs war auch das letzte Werk Freytags „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“ gewidmet.

Gustav Freytag war in erster Ehe mit der Gräfin Agnes Dührn verheiratet. An ihrer Seite ist der Verstorbenen nun auf seinem Besitztum Sieleben bei Gotha beigelegt worden. Schon ein Siebziger hatte er sich zum zweitenmale vermählt, und zwar mit der geschiedenen Frau des Professors Straßsch, einer ungewöhnlich klugen und liebenswürdigen Dame, die dem Dichter denn auch einen heiteren, glücklichen Lebensabend bereitet hat und die jetzt mit seinen zahlreichen Freunden und Verehrern und mit der gesamten deutschen Litteratur um den Dahingeschiedenen trauert. Gustav Dahms.



Reisebekanntschaft. Nach dem Gemälde von C. Cap.

kommen. Daß er seine Knabenjahre unter den unmittelbaren Nachwirkungen der Befreiungskriege und hart an der Ostgrenze Preußens an einem Orte verlebte, wo deutsches und polnisches Wesen dicht nebeneinander hergingen und naturgemäß zum Vergleich der beiden verschiedenen Kulturen anregten, hat sein Fühlen und Denken mächtig beeinflusst. Mit Ausnahme des Römerdramas „Die Fabier“ hat er denn auch überall, in Dichtung und Geschichte, in Gegenwart und Vergangenheit, deutsche Zustände und deutsche Menschen geschildert.

In Dels, wo Freytag das Gymnasium besuchte, legte er im Hause seines Oheims, der eine ansehnliche Bibliothek besaß, den Grund zu seiner nachmaligen großen Belesenheit. Vom Jahre 1835 ab studierte er Philologie, zuerst in Breslau, wo ihn besonders Hoffmann von Fallersleben anregte, dann in Berlin, wo er unter Franz Bopp Sanskrit hörte und unter Karl Lachmann, dem Begründer der deutschen Philologie, seine eigentliche Schulung in der Germanistik erhielt. Daneben vergaß er nicht die lebendige Litteratur und gewann schnell Fühlung mit dem Theater. Besonders häufig besuchte er das Schauspielhaus, wo damals Auguste Crelinger und Charlotte von Hagn ihre Triumphe feierten. Mit einer Arbeit über die Anfänge des Theaters bei den Germanen erwarb Freytag in Berlin den Doktorhut, und mit einer zweiten über die deutsche Nonne und Lustspielliteratur in Breslau die Würde eines Dozenten für deutsche Sprache und Litteratur. Acht



Der Freibergsee und die Höfatspike.

Eine Hochtour in den bayrischen Alpen.

Hierzu fünf Originalzeichnungen von Ernst Platz.

Nachdruck verboten.

Immer zahlreicher wird jene neuzeitliche Menschenspezies, die vom Fachmann als Alpinisten oder Hochtouristen, „first climbers“ u. dergl., vom laienhaften Publikum aber gemeinhin als „Bergfexen“ bezeichnet wird, immer reger und allgemeiner wird eben das Interesse an dem Alpenport. Selbst in Damentreisen, die früher eine Bergbesteigung für unweiblich hielten, findet der Alpenport immer lebhaftere Teilnahme und sogar schon zahlreiche Vertreterinnen, die, wie die Kaiserin von Oesterreich, die Königin von Italien u. a., die kühnsten Gebirgstouren ausführen.

Seitdem diese modernen Pioniere der Kultur Bildung und Gefittung auf die höchsten Berge tragen, teils aus Liebe zur Wissenschaft, teils aus Sport oder andern Gründen, haben Beschreibungen schwieriger und gefährlicher Bergbesteigungen durch populäre Zeitschriften ihren Weg auch in die weitesten Kreise gefunden. Der eine schilderte die Eiswüsten der Gletschercentren und ihre Phänomene, der andre erzählte vom halsbrecherischen Erklimmen wilder Felszinnen, und so mag sich das lesende Publikum unter Alpenhochtouren kaum etwas andres vorstellen als mit ewigem Eis und Schnee bedeckte Riesengipfel oder gewaltige Felsenberge, deren nackte Wände, hineinragend in eine fremde, von sagenhaften Gefahren erfüllte Welt, unersteiglich und auch dem kühnsten abschreckend erscheinen.

Als merkwürdig und thatächlich in ihrer Art einzig dastehend erscheint demnach umso mehr eine Spitze oder vielmehr eine Spitzengruppe, die dem Ersteiger fast ausschließlich Grasboden darbietet und dennoch in dem nicht unbegründeten Rufe steht, die Geduld des Touristen bei stundenlanger Kletterarbeit auf eine harte Probe zu stellen. Im Allgäu, unfern des reizend gelegenen und vielbesuchten Fleckens Oberstdorf, wo im Süden im Hintergrunde duftiger Bergketten die schneebedeckten Dolomitspitzen der „Mädelegabel“ den Blick fesseln, erhebt sich als höchste Erhebung eines das Dy- und Dietersbachthal trennenden Gebirgsrückens, 2260 Meter hoch, der vierzackige Gipfel der Höfatspike, inmitten einer mächtigen Zone

Jundgrube vieler Seltenheiten, dem Einheimischen als Standort des schönsten Edelweiß längst bekannt, hat der Höfatsberg auch seit langen Jahren den Besuch gewandter und erprobter Bergsteiger empfangen. Denn für letztere gilt die Erklimmung der Höfatspike, die im vollsten Sinne des Wortes als ein Kuriosum unter den Alpengipfeln bezeichnet werden darf, als eine besondere Spezialität.

Während die Nordabstürze und die Westflanke des Berges nur geringen Anflug von Grün in den ungeheuren Wänden zeigen, ziehen sich besonders auf der Südseite Grasplanken — „Lahner“ nennt sie der Allgäuer — ununterbrochen, aber von einer so furchtbaren Steilheit hinan, daß ihnen in den Alpen nicht leicht etwas Ähnliches zur Seite gesetzt werden kann. Dieses Moment ist für den mit Fels, Schnee und Eis durchaus vertrauten Bergsteiger so völlig neu, daß manchen, dem sonst jeder Schwindel fremd ist, beim Erklimmen dieser stundenlang — viele hundert Meter — haltlos sich hinanziehenden grünen Flächen doch ein unbehagliches Gefühl beschleicht.

Weitaus die Mehrzahl der Besucher ersteigt den höchsten der vier Gipfel, den westlichsten oder sogenannten „Signalgipfel“. Seine Besteigung bietet bei trockenem Wetter und mit Steigeisen, die auf dem zähen Grase den Tritt sichern, für einen gewiegten, schwindelfreien Kletterer, aber nur für einen solchen, weder Gefahr noch ernstliche Schwierigkeit. Dasselbe gilt von dem seltener besuchten östlichen Nachbar, dem „Nebengipfel“. Freilich muß dabei die beste Anstieglinie sorgfältig eingehalten werden, denn die Neigung bleibt, auf längere Strecken gemessen, nie unter sechzig Grad, und die mürben Felsen der Höfatspike selbst sind an senkrechten Abbrüchen oft noch dicht mit Grasbüscheln durchsetzt.

jenes mürben Schiefers, der, der Juraformation angehörend, als schwarzer Jura oder Lias bezw. als Abart des letzteren mit „Allgäuschiefer“ bezeichnet wird. Wie die Allgäuer Alpen und besonders die Oberstdorfer Berge sich durch außerordentliche Steilheit auszeichnen, so steigt auch die Höfatsgruppe, unmittelbar, ohne jede Mittelstufe, aus der Ebene empor. In schroffer Steilheit bauen sich ihre wilden Zinnen über dem kleinen Bergdörfchen Gerstruben auf, und in dem blauen Spiegel des kleinen Christleesee, in den stillen Fluten des einsamen, schön gelegenen Freibergsees spiegeln sich ihre grauroten Wände, mit Grün durchzogen, bis zur Spitze.

Dem Geologen als Typus der scharfschneidigen Bergformen des Lias, dem Botaniker als

Der Aufstieg geht von Gerstruben aus durch die Südflanke und zwar vom Thal aus auf steilem Schafsteig bis in die „Höfatswanne“, deren dichtbegraute Mulde in einer Steile von dreißig bis fünfzig Grad unter dem Gipfel massiv eingebettet liegt; dann in dieser etwa vierhundert Meter hinan bis zum „Gufel“, einer weithin sichtbaren Höhle in einem Hornsteinfels, der ein frisches, nie versiegendes Wasser entquillt, und von hier in etwa einer Stunde zur Spitze, auf der sich ein Fremdenbuch befindet; im ganzen drei bis vier Stunden für einen guten Steiger.

Bedeutend schwieriger ist die östliche Spitze, die erst drei- oder viermal von Touristen erklimmen wurde. Am schwierigsten ist die Mittelspitze, ein blanker Felssturm, der bis in die jüngste Zeit als unersteiglich gegolten hatte und erst im Jahre 1892 zum erstenmal bezwungen wurde.

Nachdem vom „Gufel“ aus zuerst der Ostgipfel ersteigen war, wurde über dem Nordabsturz hin die westlich eingerissene enge Scharte erreicht und von hier aus die Mittelspitze „traversiert“. Dann wurde noch der Nebengipfel und die höchste Spitze ersteigen und auf diese Weise die erste „Traversierung“,



Abstieg vom Ostgipfel.

das heißt Ueberkletterung der sämtlichen vier Spitzen durchgeführt.

Außer dieser interessanten Gebirgsgruppe bergen die Allgäuer Alpen noch eine Fülle von prachtvollen Berglandschaften, die sich in vielen Beziehungen mit den besuchtesten Gegenden der übrigen Alpen messen dürfen. Gerade die Thäler, die sich bei Oberstdorf öffnen und zu dem Lechthal und dem vorarlberger Terrain hinüberführen, das Trettachthal, Dythal, Stillachthal, Kappenalpenthal, Breitenthal, Walsertal u. s. w., sie alle bieten Zielpunkte schöner und lohnender Ausflüge. Wasach, der wohl am malerischsten gelegene Punkt im ganzen Allgäu, ist auch für Ungeübte ohne alle Schwierigkeit zu erreichen. Weniger leicht sind das Nebelhorn, der große Krottentopf und die Mädelegabel zu ersteigen, die aber eine so großartige Aussicht bieten, daß die aufgewandte Mühe reich belohnt erscheint. So ist denn Oberstdorf in den letzten Jahrzehnten ein bevorzugter Standort für Hochtouristen beiderlei Geschlechts, sowie für Sommerfrischler aller Art geworden, die die großartige Berggegend kennen lernen wollen.

Das bayrische Hochland mit seinen schönen Seen und reichem Wald, über dem die malerischen, steilen und schroffen Spitzen des Kalkgebirges aufragen, ist überhaupt allen denen zu längerem Verweilen zu empfehlen, die nicht aus gesundheitlichen Rücksichten ein südlicheres Klima aufsuchen und Alpenhöhenluft genießen müssen und die keine zu hohen Ansprüche an Unterkunft und Verpflegung stellen, für das urwüchsige, echte Volksleben im Gebirge aber Interesse und Sinn haben.



Gerstruben und Höfatspike in den Allgäuer Alpen.

ERNST PLATZ, München. 1894.



Grashang am Ostgipfel
der Höfatspitze.

Der Konditorjunge.

Eine einfache Geschichte von Ludwig Jacobowski.

Nachdruck verboten.

Best war Robert schon ein ganzes Jahr lang Lehrling in der Hübnerischen Konditorei. Als ganz kleiner Junge hatte er sich das freilich anders gedacht! Im Alter von vier Jahren war es ihm schrecklich gleichgültig, was für Bonbons er gegessen, wenn es nur Bonbons waren; als er sieben Jahre alt war, hatte er sich für Blockzucker entschieden, denn davon gab es wenigstens für einen Pfennig eine ganze Stange, und mehr als einen Pfennig gab ihm seine Tante Grümacher doch nie. Im Alter von zehn Jahren hatte er mit seinen Schulkameraden, die ebenso arm waren wie er, vor den glänzenden Schaufenstern der Konditoreien gestanden und die Herrlichkeiten über alle Maßen bewundert, die dort in allen Farben und Formen auslagen. Einzelne Kuchenarten kannte er natürlich, namentlich die Pfannkuchen; andre Leckereien dagegen waren ihm in ihrer unbegreiflichen Zusammenstellung und eigentümlichen Form unbekannt Wunder. Wenn nun aber einer aus der kleinen Schar wirklich ein Fünfpfennigstück besaß, so wurde der Mutigste hineingeschickt, um Kuchenkrümel zu holen. Aber ach, wie schlimm war es oft damit. Wie oft gab es gar keine! Als er, ein achtjähriger Knirps, zum erstenmal in den Konditorladen ging, um welche zu holen, da hatte er fast gar kein Wort herausbekommen.

„Haben Sie Alles?“ hatte er mit rotem Kopf gestottert.

„Ne!“

„Haben Sie Kuchenkrümel?“

„Ne, Junge, 'n andermal!“

Und betrübt hatte er sich zur Thüre hinausgeschoben, wo ihn die andern ebenso betrübt empfingen. Einer hatte sogar die Antwort gehabt: „So'n Affe!“ — Wie anders jetzt!

Gewiß, Robert war ja sechs Jahre älter, ganze vierzehneinhalb und schon ein Jahr bei Hübner in der Lehre. Er hatte Konditor werden wollen, und seine Tante und Pflegemutter, Frau Grümacher — Eltern hatte das Kerlchen seit seinem vierten Jahre nicht mehr — hatte wirklich seinem Wunsche Folge geleistet und ihn zu einem Konditor in die Lehre geschickt. Die Konditorei seines Meisters lag in der Dresdenerstraße, an der Ecke der Buchowerstraße, und war bekannt wegen ihres lauschigen und gemütlichen Hinterzimmerchens. Hier waren Liebespärdchen ungestört und konnten bei einer einzigen Tasse Schokolade und einem einzigen Apfelsuchen mit Schlagsahne einen ganzen Nachmittag verbringen, ohne daß Herr Hübner und seine mehr runderliche als lange Frau ehrbare und sittenrichterliche Gesichter geschnitten hätten.

Zwar hatte Robert sich über seinen Lehrherrn nicht zu beklagen, auch die Frau „Cheffin“ behandelte ihn gut. Aber trotzdem gefiel es ihm nicht recht. Er hatte es sich ganz anders gedacht. Kuchen essen konnte er genug, namentlich wenn abends welcher übrig geblieben war; auch die Süßigkeiten, wie Pralines, Marzipan, Schokoladenplätzchen, waren ihm schon nach einem halben Jahr gleichgültig. Aber das Aufstehen und das Schlafengehen! Abends bis elf oder zwölf Uhr bei der Arbeit und morgens oft schon um vier oder fünf Uhr aus dem Bett. Da war er so todmüde, daß er sich halb im Schlafe anzog, halb im Schlafe Feuer machte und erschreckt zusammensuhr, wenn Herr Hübner mürrisch und gähnend seine Schuhe suchte und nie gleich fand und alle Morgen „scheußliche Wirtschaft“ murmelte.

Nur am Sonntag hatte er ein frohes Gefühl. Es war für ihn eine Erholung, im Laden stehen zu können, von morgens sieben Uhr an bis abends. Das war der Tag, an dem er aus dem dunklen, rauchigen, heißen Keller allwöchentlich auf längere Zeit auftauchen durfte, aus dem Keller, in dem der runde, rotglühende Backofen die Kuchenarten täglich anspritzte, der sein Gesicht und seine Hände machte wie eine reife Kartoffel. Mit der Zeit wurde ihm die Haut so puterrot, daß er ausah, als käme er stets aus dem heißen Kochtopf. Wenn er Sonntags seine mächtige weiße Schürze umlegte, die bis an den Hals ging und die Erde berührte, dann hob sich das runde, kleine Knabengesicht in glänzender Röte von dem Weiß der Schürze ab, daß manche der Stammgäste über den Jungen lachten, der in einer Ecke hinter dem Ladentisch hockte und wie elektrifiziert aufsprang, wenn ein Käufer eintrat oder ein Gast im Zimmer nach einer Zeitung rief. Verkaufen durfte er nur manchmal, denn dazu hielt ihn das Hübnerische Ehepaar in seltener Uebereinstimmung für zu dumm. Nur wenn ein kleines Mädchen „für'n Fennig Bonbons“ wollte, oder ein Junge „für'n Sechser Kuchenkrümel“, dann schnellte er auf sie los und fertigte sie mit einem gewissen Wohlwollen ab. Oder er rannte zur Thüre und öffnete sie einem heraustrappenden Käufer mit einer Verbeugung, die Herrn Hübner, der auch in diesem Fache sein Lehrmeister gewesen, immer zum Lachen nötigte.

In manchen Sonntagen hatte er auch ab und zu einen Nachmittag frei. Dann ging er zur Tante Grümacher und mußte ihr erzählen, was er die Woche über gebaht, was er zu Mittag zu essen bebaht, ob Frau Hübner noch so oft ihre Dienstmädchen wechselte, ob seine Strümpfe schon zerrissen wären, und sie endigte schließlich immer mit den Worten: „Was wäre aus dir armen Wurm geworden, wenn ich dich nicht zu mir genommen hätte?“

Am liebsten war es ihm, wenn er am Sonntag Nachmittag mit seiner Tante einen Ausflug in die Umgebung von Berlin machen konnte. Dann durfte er mit der Stadtbahn fahren, weit hinaus, an glänzenden Villen und schwärzlichen Mietkasernen vorbei, bis die Häuser immer entfernter voneinander standen und sich dann fast ganz in der armseligen grauen Ebene verloren. Hin und wieder standen dort ein paar einsame Pappeln und Erlen ferzengerade wie zur Wacht, hin und wieder schimmerte eine karge Grasdecke hellgrün zwischen den grauen Sandflecken hervor, aber für die Augen des Knaben hatten die spärlichen Reize der Fluren etwas unbeschreiblich Anziehendes. Glückselig war er, wenn er seine Tante so lange gequält hatte, bis sie mit ihm nach Johannisthal oder Grünau fuhr. Und wenn sie dann in dem Kiefernwalde lagen, Frau Grümacher mit dem Stridstrumpf in der Hand, dann legte er sich lang auf den Rücken und sah in den blauen Himmel, als wollte er ein Stückchen von seinem Glanz in sein eigenes Herz hinabziehen; er hörte das seine Rauschen des Windes, der durch die Kronen strich und sie langsam auf- und niederbeugte, er lauschte auf das Lachen entfernter junger Mädchen, die Ball spielten oder mit roten Reifen warfen. Oder er pflichtete sich eine Handvoll verstaubten, blauen Heidekrauts und stolze, hohe Farne zu betrachten sie mit der zärtlichen Neugier eines Kindes, das plötzlich auf fremde Wunderdinge gestoßen ist. Und wenn auch seine Tante oft mit den derben Worten dazwischenkam: „Ach, laß doch man das Grünzeug,“ so wußte er doch ihren Aerger über sein ewiges Schweigen immer durch die geschickte Frage nach seinen Eltern zu beschwichtigen.



Ost- und Mittelgipfel der Höfatspitze bei Oberstdorf.

Das war ja ein Kapitel, aus dem sie ebenso gern erzählte, wie er es gern hörte. Er wurde nicht müde zu lauschen, wie sie, die gute Tante Grümacher, ihn als den vierjährigen Knirps bei sich aufgenommen hatte, als seine Eltern so schnell nacheinander gestorben waren. Sein Vater war der beste Unteroffizier bei den „Franzern“ und seine Mutter, ihre Schwester, die erste Köchin im Offizierskasino dieses Regiments gewesen. Während die Tante sich alles vom Herzen erzählte, was sich in ihrer Erinnerung mit den beiden Toten verknüpfte, lag der Junge mäuschenstill an ihrer Seite und hörte mit offenem Munde zu. Und manchmal packte ihn eine unendliche Sehnsucht nach seinen Eltern, daß er hätte hinauslaufen mögen, weit hinaus in die Heide, immer zu suchen, ob er nicht ein Wesen für seine kindliche Zärtlichkeit fände...

Gewiß, Tante Grümacher war ja ganz gut zu ihm. Aber er wäre vor Schreck umgefallen, wenn sie einmal zu ihm zärtlich gethan hätte. Sie schrie immer so.

In manchen Sonntagen jedoch hielt sich Robert, wenn er den Nachmittag frei hatte, nicht an seine Tante, sondern an seinen Freund „Fritze“.

Mit Fritze Muchels hatte er freilich nicht sogleich Freundschaft geschlossen. Das kam erst im Laufe seines ersten Lehrjahres. Als Robert den ersten Tag in der Konditorei als Lehrling zubrachte, sollte er vom Brunnen im Hofe einen Eimer voll Wasser holen. Während er den großen, grauen Eimer an den Brunnen hängte und mit Leibesträften pumpte, kam ein Junge die Kellertreppe des Hinterhauses herauf und pffte dabei die „schöne Susanne“. Robert guckte ihn an, und der Junge blieb vor dem Brunnen stehen.

„Na, Jungeken,“ fragte er im echten Berliner Dialekt, „wat guckst'n so? Hast wohl noch keenen Menschen jesehn? Oller Naufe!“

Robert wagte kein Wort zu entgegnen. Der fremde Junge war wohl einen halben Kopf größer als er, und die Hemdsärmel, die braune Lederhülle und die beiden Kanonenstiefel, die ihm über die rechte Schulter hingen, machten einen nicht geringen Eindruck auf sein ängstliches Kindergemüt.

„Ich will ja gar nichts!“ stammelte er und wurde ganz rot. „Na, sonst hättest du auch schöne Reile bejehen können!“ entgegnete der andre mit tiefer Gemütsruhe. „Du bist wohl erst seit heite bei Hübners?“ fragte er dann weiter mit der Miene eines Inquisitors.

„Ja!“

„Du, das will ich dir gleich sagen,“ fuhr er fort und rückte sich die Reiterstiefel zurecht, „ich bin nämlich hier unten bei Piefke in der Lehre. Wenn du mir nicht Kuchen abjiefst, dann krieg'ste Reile!“

Und ehe noch Robert auf den Wunsch des Schusterjungen ein Wort entgegnen konnte, war dieser schon durch den Hausflur gegangen und auf der Strafe verschwunden.

Zu einer Prügellei war es zwischen beiden in der That noch nie gekommen. Obschon Fritze Muchels immer die Worte „Reile“, „Mauschelle“, „Kaulquappe“ und „Tachtel“ bei der Hand hatte, bekam er doch nie Gelegenheit, diese verschiedenen Arten von Ohrfeigen bei Robert anzuwenden, denn der Junge ordnete sich ihm stets unter und mied jeden Streit mit ihm. Mit der Zeit waren sie so gute Freunde geworden, daß sie an manchen Sonntagen gemeinsam in die Heide gingen und sich dort vergnügten. Robert hatte zwar niemals Geld, weil er seinen geringen Lohn der Tante gab, aber der Schusterjunge bekam, wenn er Stiefel fortzutragen hatte, genug Trinkgelde, um Robert freihalten zu können.

Einmal hatte dieser nicht in eine Bude hineingehen wollen, in der eine Reisendame für zehn Pfennig zu sehen war. Fritze jedoch stieß ihn einfach vor sich hin und schob ihn hinein. Aber sein kindliches Herz empfand ein tiefes Gefühl der Abneigung, und er litt förmlich Qualen in der kleinen, mit Menschen angefüllten Bude.

„Du bist doch noch ein furchtbar dummer Junge!“ sagte hinterher Fritze mit einer Miene tiefster Verachtung und im Wohlgefühl seiner sechzehnjährigen Ueberlegenheit und Reife. „Davon verstehst du eben nicht!“

Eines Tages befaht Herr Hübner unten in der Backstube: „Robert, nachmittags um fünf Uhr wäschst du dich ordentlich und nimmst dir 'ne reine Schürze vor. Und dann stellst du dich in den Laden. Paß aber auf, daß du nichts zerbrichst. Schmeiß nicht den frischen Baumtuchen runter, der an der Ecke steht.“

So stand er denn blüßblank gewaschen hinter dem Ladentisch und wußte nicht recht, wieso er an einem Wochentag zu dieser Ehre kam. Er wunderte sich, daß er mit der Verkäuferin ganz allein im Laden war, als sein Freund mit einer großen Flasche Gifka über den Damm kam und vor dem blühenden Schaufenster stehen blieb. Er wußte, daß Herr und Frau Hübner fort waren.

„Du, sind se weg?“ fragte Fritze, indem er, ein wenig unsicher, den Kopf in den Laden steckte.

„Der Meister ist weg,“ erwiderte Robert mit einem verlegenen Seitenblick auf das junge Mädchen, das am Schaufenster saß und auf die Strafe hinausah.

„Guten Tag, mein Fräulein!“ nickte Fritze gnädig und stellte die Gifkafflasche ungeniert auf den Ladentisch. „Darf ich?“ fragte er, und ohne die Antwort abzuwarten, griff er in einen Pokal aus weißem Milchglas, holte sich eine Handvoll Pralines hervor und steckte sie in den Mund.

„Wollen Sie 'mal die Pralines liegen lassen,“ rief das junge Mädchen zornig, und Robert stand ihr mit den verlegenen Worten bei: „Aber Fritze!“

Doch das Unglück war bereits geschehen, und mit beiden Backen kauend, fertigte dieser die Angreifer mit einem einzigen Schläge ab.

„Geht dir jar nicht an, Robert, sonst krieg'ste Reile!“ — Robert knickte zusammen — „und Sie, Freileinken, wenn Sie wat Herrn Hübner sagen, dann sag' ich ihn ooch wat! Von wegen alle Abend sich abholen lassen!“

Das wirkte niederschmetternd, denn das junge Mädchen schlich sich mit hochrotem Gesicht wieder auf seinen Platz zurück.

„Ihr kriegt ja Besuch!“ unterbrach Fritz phlegmatisch das Schweigen, das die beiden Geschlagenen beobachteten.

„So? Wen denn?“ fragte Robert neugierig und sah hoch. „Du weest doch wohl hellen, lichten Tag nicht. Die Schwester von Frau Hübner'n kommt heute zu Besuch. Eine von außerhalb. Die will sich gewiß hier 'nen Mann angeln!“

Robert riß über diese Neuigkeit und die Menschenkenntnis seines Freundes den Mund weit auf, und ehe er sie noch gründlich begriffen, hatte dieser schon wieder seine Flasche ergriffen und war aus dem Laden geschossen.

Eine halbe Stunde darauf hielt vor dem Hübnerschen Laden eine Droschke. Zuerst stieg das Ehepaar aus, und nach ihm sprang ein hohes, schlankes Mädchen heraus in lecker, weißer Pelzmütze und weißem Pelztragen, drückte Robert, der auf die Straße geeilt war, eine Huttschachtel, einen Schirm, ein Kleid und eine schwarze Reisetasche und andres mehr in die Arme und stürmte hinter dem Ehepaar her durch den Laden. Robert hatte die Arme voll Sachen, aber er schien nicht acht zu geben, denn noch auf der Straße glitt ihm der Schirm unter dem rechten Arm hervor auf das Trottoir, und im Laden stieß er fast eine Kuchenplatte vom Tisch. Das machte, weil seine Augen an der hohen, schlanken Gestalt hingen und ihr mit einem eigenen Ausdruck so lange folgten, bis sie in dem Hinterzimmer verschwunden war.

Nun herrschte mit einemmale ein ganz andres Leben bei Hübners. Selbst bis in die stille, heiße Badstube hinter drang das lustige Lachen Eilas, und manchesmal horchte der Junge auf, wenn er den leichten Schritt über sich hörte, und ließ die Hand sinken, die gerade Mandeln zu zerreiben hatte. Wenn er sie auch am Wochentag nur selten sah, hin und wieder am Abend, so war er doch am Sonntag von früh an um sie herum beschäftigt, und er that alles, was sie ihm auftrug, mit tiefer, innerer Glückseligkeit.

Nur heute am Sonntag war ein banges, wehes Gefühl in seine junge Brust eingezogen. Ganz früh, es war gegen halb acht Uhr, hatte er im Hausflur seinen Freund Fritz getroffen. Dieser war, ohne ihn „guten Morgen“ zu wünschen, mit der großartigen Entdeckung herausgeplatzt: „Du, die hat 'n Bräutigam!“

Robert hatte keinen Laut hervorbringen können, sondern ihn groß angefarrt.

„Jawoll! Ich hab's gesehn. Sie standen nämlich gestern abend hinter der Hausthür. Und ich bin auf'm Hof und höre so was knallen. Ach, denk' ich, det wird 'n Dienstmädchen sein. Ich schleiche mich also heran und knalle mit meinen Fingern. Herrgott, hat die aufgeschrien! Ach, det war bloß 'n Echo, sage ich ganz gemüthlich und jehe nach der Straße raus. Und dann kommen se mir nach. Und wer is es? Eure Lunge is es, die Ella!“

Fritzens Entdeckung bedrückte ihn sehr. Er mußte immerzu daran denken, während er auf dem Stuhl saß und auf die Straße hinausah. Am liebsten hätte er draußen sein mögen, wo der Schnee in dichten Flocken fiel und in weißer Schicht die graue, lange Straße bedeckte. Er hätte hinauswandern mögen, aber nicht, um sich einen Schneeball mit beiden festen Fäusten zu formen und ihn nach einem Gassenjungen zu werfen oder nach einem vorüberlaufenden Hunde, wie er es früher gethan. Auch hätte er nicht Schlittschuh laufen mögen wie die beiden Jüngens da draußen, die eben, die Schlittschuhe in der Hand, mit roten Gesichtern und lachenden Augen vor dem großen Schaufenster vorbeizogen, sondern er hätte nur weit hinauslaufen mögen, weit, recht weit. Und er sah hinaus, wie der Schnee fiel, langsam und langsam, in großen und blitzenden Flocken, eine auf der Jagd nach der andern. Verfolgte er den Weg einer Flocke, so verschwand sie bald seinem Blicke, und immer neue drängten sich nach, und so unaufhörlich und ohne Ende.

Da fiel ihm plötzlich etwas ein. Das war seltsam. Das war ihm noch nie eingefallen! Er wußte nicht wie, aber er sah plötzlich aus seiner Erinnerung ein offenes Grab auftauchen, einen Kirchhof — weit und breit nur Schnee, und er fiel wie heute, langsam und langsam, unaufhörlich und ohne Ende. Und ein paar Männer standen vor der Grube und Tante Grütmacher auch, die immerzu weinte, und er selber war dort und guckte in die Gruft, in welche die Männer einen braunen Sarg hinunterließen. Dazu murmelten sie etwas; Tante Grütmacher weinte und hielt ihn fest bei der Hand. Er aber sah nur immer, wie der Schnee fiel in hellen, dichten Flocken, langsam und langsam, unaufhörlich und ohne Ende.

„So, nun sag' noch: adje, gute Mama!“ hatte die Tante gesagt. Und er hatte es nachgesprochen: „Adje, gute Mama!“

„Robert, kannst du denn nicht hören? Der Herr verlangt die ‚Fliegenden Blätter,‘“ rief eine helle Mädchenstimme. Er fuhr zusammen, sprang, den Kopf noch röter als sonst, vom Stuhle und holte dem Gast die gewünschte Zeitung. Als er wieder aus der Hinterstube in den Laden trat, mußerte er mit scheuem Blick die hohe Mädchengestalt, die am Pult stand und die ihn angerufen hatte. Das war die Schwester der Frau Hübner.

Daß gerade Ella ihn aus seinem Nachdenken aufstören mußte, machte ihn ganz verwirrt. Seit sie bei Hübners wohnte, war mit dem Jungen etwas passiert. Nicht allein, daß sie über fünf Jahre älter war als er, erfüllte ihn mit so tiefem Respekt, sondern, daß sie so schlank und groß war und auf ihn herab sah, als wäre er so rein gar nichts. Wenn ihm Frau Hübner etwas befaß, dann entledigte er sich seines Auftrages so schnell und so gut es ging, wenn aber Fräulein Ella etwas wünschte, dann flog er von dannen, um atemlos und außer Rand und Band zurückzukehren. Wenn sie dann mit dem blonden Kopf ein ganz klein wenig dankend nickte, dann war er überglücklich, dann wurde sein rundes, rotes Gesicht noch runder und röter, und er überrannte sich in seinen Worten und Sätzen. Oft ertappte er sich dabei, daß er sie ganz heimlich von der Seite ansah. Aber er vermied es, sich dabei erwidern zu lassen. Hätte es einer gemerkt, er wäre vor Scham dabongelaufen. Er hatte das geheime Gefühl, als ob er Verbrechen über Verbrechen beginge.

Was sie für weiße Hände hatte, was für ein zartes, weißes Gesicht! Wie stink das ging, wenn sie einen Windbeutel mit Sahne füllte oder zwei Wochentöpfe einpackte, wie hübsch sah das aus, wenn sie beim Einwickeln eine gezuckerte Nuß nahm, zwischen die weißen Zähne schob und sie zerbiß.

Heute, wo ihm Fritzens Geständnis durch den Kopf ging immer- und immerzu, heute war es das erste Mal, daß er unter ihrem Regiment den Ruf eines Gastes überhört hatte.

Das kränkte ihn sehr und machte ihn nur noch ängstlicher. Und als sie kurz vor dem Mittagessen ihn noch dazu mit den Worten anfuhr: „Aber Robert, paß doch auf, was ist dir denn heute in die Krone gefahren?“ da hätte er am liebsten zu heulen angefangen.

Am Nachmittag saß er ganz verschüchtert in seiner Ecke und wagte nicht einmal, sie mit einem heimlichen Blicke zu streifen. Er kam sich so schlecht, so grundschlecht und abscheulich vor, daß er vor lauter Angst gar nicht wußte, wo er hinschauen sollte. Gewiß, sie mußte ihm böse sein, sie beachtete ihn gar nicht, sah ihn gar nicht an, sondern guckte in einem fort auf die Straße.

Da öffnete sich die Thür, und ein junger Mann mit starkem, buschigem Schnurrbart trat ein. Er sah sich einen Augenblick um: „n Tag, Schatz! Allein hier?“

„Guten Tag, Georg!“ Sie wehrte ab, als er seinen Kopf vorbeugte, wie um einen Kuß in Empfang zu nehmen. „Der Junge dort!“ flüsterte sie und lachte.

„Ach was!“ sagte er, und im Nu hatte er sie geküßt. Zum Glück war niemand Zeuge gewesen, nur Robert, der mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde dasah. „Du sagst doch nichts?“ schmeichelte Ella und steckte ihm eine große Marzipankartoffel in den geöffneten Mund, die sie lachend vom Ladentisch genommen hatte.

Er stieß einen Laut aus, der wie „Nein“ klingen sollte. Sie folgte dem Fremden in das Hinterstübchen.

Der Junge saß da, die große Marzipankugel halb im Mund, und konnte nicht aufstehen vor innerer Erregung. Er fühlte nur, daß ihm das Weinen ganz nahe war. Aber das hielt ihn nicht ab, das Stück Marzipan mitten durch zu beißen. Indes er das eine Stück empfindungslos hinunterwürgte, hielt er das andre wie geistesabwesend in der rechten Hand. Was hatte er eben gesehen!

Da trat Herr Hübner aus der Wohnung in den Laden. Ein Blick, und er sah, wie Robert Marzipan aß, eine Kartoffel zu fünfundsiebzig Pfennigen. „Du insamer Bengel du!“ Eine mächtige Dhrseige brannte auf des Knaben linke Wange. „Ich will dich lehren, hier zu naschen, wenn keiner dabei ist. Da hörst doch alles auf! Soll wohl 'n Schutzmann für dich noch engagieren, der auf meine Sachen aufpaßt! Da hört doch alles auf! Ich muß mit Frau Grütmacher reden! So 'n Lämmer!“

Hier hielt er inne, denn zwei Dienstmädchen traten in den Laden. Der Junge wußte nicht, wie ihm zu Mute war. Sagen wollte er nichts.

Sie verraten? Niemals! Erzählen, wie es gekommen? Niemals!

Ein heftiger Troß stieg in ihm auf. Er verbiß seinen Schmerz, und nur ein plötzlich eintretender Husten zeigte von verschluckten Thränen. Er ließ den ganzen Strom von Schimpfworten über sich ergehen, und wenn ihn sein Meister jetzt fortgejagt hätte, er hätte es mit sich gegehen lassen, ohne ein Wort zu sprechen. Es war ihm alles jetzt gleichgültig. Was er vorhin gesehen, das drückte ihn so dandieder und that ihm viel weher als die eine Dhrseige. Und selbst wenn seine Tante morgen über den ungeratenen Bengel herziehen würde, den sie aufgezogen „durch Waschen und Plätten“, was war das im Vergleich zu dem, was er vorhin erlitten? Dabei wußte er gar nicht, was in ihm vorging. Gefühle wogten in ihm hin und her, die er früher nie empfunden. Aber eine heilige Scheu hielt ihn davon ab, etwas davon verlauten zu lassen. Das wäre ebenso gewesen, als wenn er ein Verbrechen hätte gestehen müssen.

Welch ein schrecklicher Nachmittag für ihn, welcher ein schrecklicher Abend! Der Fremde blieb von zwei Uhr nachmittags ab bis spät abends. Solch einen schrecklichen Menschen hatte er nie gesehen! Wenn Herr Hübner sich an seinen Tisch setzte, sagte jener Mensch zu Ella „Sie“, ging sein Meister in die Wohnung, sprach er sie wieder mit „du“ an und überhäufte sie mit verdeckten Zärtlichkeiten. Immer, wenn Robert in das Hinterstübchen gehen mußte, um einen Gast zu bedienen, hörte er seine Stimme und sah ihren feinen, blonden Kopf über den Tisch gebeugt, sah, wie ihre Lippen an seinem Munde hingen und die Hände sich unter dem Tische suchten und fanden.

Er empfand dabei einen entsetzlichen Schmerz; er haßte den Fremden aus tiefster Seele und wußte doch nicht warum. Da schlug die Uhr mit hartem, knarrendem Klang neun.

„Robert,“ rief Herr Hübner aus dem Hinterzimmer in den Laden hinein, „bring' doch 'mal die Apfelsinentorte her. Die ganze, mit dem Teller zusammen!“

Mit zitternden Händen hob der Knabe die weiße, mächtige Schüssel empor und trug sie mit unsicherem Schritt und gebeugter Haltung in das Stübchen. Herr Hübner stand an einem Tische und sprach eifrig mit dem einzigen Gaste, der außer dem Liebespaar im Zimmer war und dem er die Torte empfehlen wollte. Da sah Robert, wie der Fremde hinter dem Rücken seines Meisters blitzschnell Eilas Kopf zu sich herüberbog und das Haar küßte. Als der Fremde dann aufschaute, erblickte er das puterrothe, verzerrte Gesicht des Jungen und brach in lautes Lachen aus.

„Sehen Sie nur, Fräulein Ella, hat das Kerlchen ein dummes Gesicht!“

Klatsch — die Torte lag am Boden.

Mit entsetztem Gesicht stand Robert da und wußte nicht, wen er ansehen sollte. Er fühlte nur ein paar Dhrseigen auf seiner Wade und hörte Lachen und Schelten wie aus weiter Ferne. Dann fühlte er sich vorwärts gestoßen und fand sich in seinem kleinen Stübchen wieder. Wichtig, er sollte auf der Stelle machen, daß er nach Hause käme! So einen vernachlässigten und ungeheiligen Lämmer konnte sein Meister nicht gebrauchen. Und er legte seine weiße Schürze ab, packte seinen Arbeitskittel und seine Schuhe zusammen und zog sich sein dünnes Jackett an. Mit klappernden Zähnen schlich er sich durch die Küche auf den Hof hinaus.

Ob sein Freund Fritz dort war? Ach nein! Im Schusterkeller war es stockfinster.

Dann schlich er sich auf die Straße. Er sollte zur Tante nach Hause gehen. Sein Meister Hübner konnte einen so vernachlässigten und ungeheiligen Jungen nicht gebrauchen; das hatte er gesagt.

Noch immer fiel der Schnee in hellen Flocken. Die Straßen lagen ganz eingehüllt in einer leuchtenden Decke, und die Schneeflocken bligten und blinzelten freudig, wenn das Laternenlicht darüber hinwegwogte. Der Junge ging immer weiter

und weiter hinein in den kalten Wind und den stechenden Schnee; langsam und langsam sank er in dichten Massen auf die Erde, unaufhörlich und ohne Ende. Da fiel ihm wieder der Tag ein, an dem es auch so geschneit hatte, langsam und langsam. „Adje, gute Mama!“ murmelten seine blaugefrorenen Lippen, indes er nach Hause ging, weit hinaus vor die Stadt, wo seine Tante wohnte, immer die Straßen entlang, die im Schnee erstarrten, immer die Häuser entlang, die vor Kälte zusammenschauerten, indes seine kalten Lippen unaufhörlich ein paar abgebrochene Worte murmelten.

Bienenzucht als Frauenerwerb.

Von Karl Krüger.

Nachdruck verboten.

Unter den Erwerbszweigen, die dem weiblichen Geschlechte offen stehen, ohne daß es zu ihrer Ausübung erst einer behördlichen Erlaubnis bedarf, ist einer noch immer viel zu wenig bekannt und beachtet — die Bienenzucht. Auf Anregung der Großherzogin Luise von Baden, der unermüdblichen Förderin der sittlichen und materiellen Lage des weiblichen Geschlechts, werden vom Ministerium des Innern in Baden Bienenzuchtkurse abgehalten, die ausschließlich für Damen bestimmt sind. Der erste Kursus fand 1892 an der Zimkerschule in Eberbach statt; es nahmen daran dreizehn Damen teil. Zur Bestreitung der Unkosten hatte die Großherzogin zweihundert Mark bewilligt, ebensoviel das Ministerium. Seitdem wurden in verschiedenen Städten des badischen Landes ähnliche Kurse, gewöhnlich für die beiden Geschlechter gemeinsam, veranstaltet. Ein Kursus in Heidelberg, den die badisch-untersächsischen Zimkerschule abhielt, wurde dadurch besonders interessant und belehrend, daß auf dem Stande nicht weniger als neunundzwanzig Schwärme fielen. „Die Damen,“ so erwähnt der Bericht darüber, „zeigten sich in allen Fällen sehr mitig.“

Nun sind auch andre Gegenden dem Beispiel Wade's gefolgt, z. B. die Provinz Sachsen. Allerdings ist das Schauspiel nicht neu, immernde Frauen zu sehen, aber fast stets beschränkten sie sich darauf, Gehilfinnen ihrer Männer bei den Arbeiten am Bienenstande zu sein, wobei sie meist so wenig selbständig handeln und denken konnten, daß nach dem Tode des Bienenvaters auch sein Bienenstand dem traurigen Schicksal zu verfallen pflegte, aufgelöst und in alle Winde verstreut zu werden. Dadurch aber beraubt sich die Witwe, die sich nach dem Tode des Gatten nur zu oft — man denke nur an die Eisenbahnbeamten-, Prediger- und Lehrerwitwen — in sehr übler Lage befindet, ganz unnötig einer Erwerbsquelle, deren Einkünfte sie jetzt noch dringender gebrauchen könnte als vordem.

Ausnahmen, d. h. Fälle, in denen eine Frau die Zimkerei ganz selbständig, ohne Unterstützung des Mannes betreibt, kommen allerdings vor.

Miß Gayton in Herefordshire hat über acht Jahre Bienenzuchtbetrieb eine sehr lehrreiche Abrechnung veröffentlicht. Miß Gayton fing damit an, daß sie einen Schwarm schwarzer Bienen kaufte, der sich nach und nach derartig vermehrte, daß sie nach der sechsten Saison achtundzwanzig Stöcke besaß; in jenem Jahre gaben die vier besten Körbe, als der Honig schon vor dem 1. Juli entfernt wurde, 87, 86, 85 und 84 Pfund, und die Einnahmen aus dem Verkauf beliefen sich auf 908 Mark 40 Pf.

Ein solches Ergebnis ist durchaus nichts Ungewöhnliches, denn Mr. Howard erzählte von einem Fall, wo aus einem einzigen Stocke 198 Pfund Honig entnommen worden, und nach einem Bericht aus dem Jahre 1892 hat ein Lehrer, Herr Vierling in Niederhaskach, am Fuße der Burg Nibedel im Elsaß, von einem einzigen Stocke 300 Pfund ernten können. Ein anderer Lehrer schrieb an seinen Lehrherrn in der Zimkerei, er habe mit drei gekauften Stöcken angefangen, die ihm 45 Mark gekostet; er erzielte von Jahr zu Jahr höhere Erträge und hatte in einem sehr schlechten Bienenjahre doch fünf Centner verkaufen können, den Centner zu 90 Mark, also 450 Mark eingenommen und keine baren Auslagen gehabt. Ein anderer hatte im Jahre 1889 sieben Centner Honig von zwölf Bökern geerntet und den Centner mit 70 Mark verkauft.

Man würde aber doch fehlgehen, wenn man glauben wollte, daß solche Erträge die Regel bilden. Nein, gerade bei der Zimkerei sind die Erträge so schwankend, daß man sie mit den Hopfenrenten vergleichen kann, bei denen man auch nie weiß, was man bekommen wird. Es wäre deshalb durchaus verfehlt, auf die Bienenzucht seine Existenz begründen und vielleicht von vornherein ein bedeutendes Kapital hineinstecken zu wollen. Man darf sie nur als ein Nebengewerbe betrachten, das alsdann einen sehr annehmbareren Zuschuß zu den Haushaltungskosten liefert. Wenn man aber doch Zahlen hören will, so kann man sagen, daß man im Durchschnitt der Jahre für jedes Volk auf 20 Pfund Honig im Werte von 15 Mark rechnen darf. Zwanzig Bökler pflegen die Zimker zu haben, also vielleicht 300 Mark im Durchschnitt der Jahre zu verdienen. Hauptächlich aber ist die Gegend maßgebend, wo man imkert. Wo Wald, Wiesen und Obstaine sich ausdehnen, ist die Zimkerei am lohnendsten; auch weite Felder, mit mannigfachen Feldfrüchten bestellt, lohnen schon. Nichts zu hoffen ist aber von der Lupine und der Kartoffel, und nur wenig vom Roggen; der Zuckerrübenbau entzieht den Bienen gleichfalls die Nahrung, da auch hier kein einziges Unkraut gefüttert ist. Darum ist der Wald dem Bienenwater so willkommen, weil da auch Blaubeeren und Erdbeeren wachsen, und im August, wo das Feld kahl daliegt, das Heidekraut seinen Nektar spendet. Unter den Bäumen steht obenan der Apfelbaum, ferner die Linde.

Wo sich eine solche Gegend darbietet, da darf man es nicht nur, da soll man es unternehmen, einen Bienenstand anzulegen, und wir möchten daher nicht nur an die Frauen, sondern auch an die erwachsenen, unverheirateten Damen die Ermunterung richten, die Bienenzucht zu betreiben. Zuerst allerdings müssen sie aus einem guten Lehrbuche (z. B. Huber: „Die neue, nützlichste Bienenzucht“) erlernen, wie das Wesen der Immen beschaffen ist; alsdann ist es ratsam, mit einem Imker in Verbindung zu treten und ihm bei seinen Arbeiten zuzusehen; das belehrt mehr als viele Worte. Danach kaufe man sich zwei leere Wohnungen und thue zwei Schwärme hinein, oder man kaufe zwei Bökler, von denen man weiß, daß sie gut sind. Anfängern ist letzteres Verfahren mehr zu

empfehlen. Für den Stand bestimme man eine ruhige, windgeschützte Stelle im Garten.

„Nun gut,“ wird manche Dame sagen, „eine solche Gegend und eine solche Stelle im Garten habe ich; aber was mich abhält, das ist das Rauchen, denn ich habe gehört, daß man die Bienen mit Rauch behandeln muß.“ Das ist allerdings der Fall; wer Honig entnehmen will, muß das Volk mit Rauch in Ordnung und im Zaum halten; aber es ist nicht mehr wie in frühern Zeiten notwendig dabei, eine Tabakpfeife zu rauchen, da jetzt Räucherinstrumente genug erfunden sind; da hat man den sogenannten „Smoker“, einen halblangen Blasebalg mit drei Finger dickem Blechschornstein, und vor allem den Dietrichschen „Rauchbläser“, der sich hervorragend für Damen eignet und mit einer Hand bedient werden kann. Beide Apparate — u. a. von Otto Schulz, Berlin, Mohrenstr. 37 (Kolonnaden) zu beziehen — bleiben während einer halben Stunde brennend.

Was die gefährdeten Bienenstiche betrifft, so schadet der Stachel nur dem, der mit den Bienen nicht umzugehen weiß. Von allen Leuten, die um die Bienen sind, werden ihre Pfleger am wenigsten gestochen. Ruhe vor dem Stiche, Ruhe in der Behandlung verhindert die meisten Stiche. Die Immen stechen nicht ohne Ursache; sie wissen, daß sie selber am Stiche sterben, denn der Stachel bleibt in der Wunde. Im allgemeinen, namentlich etwas entfernter von der Wohnung, sind die Bienen so harmlos, daß man sie auf der Hand herumlaufen lassen kann. Zum Schutz gegen Bienenstiche empfiehlt es sich, eine Bienenhaube zu tragen, die auch aus Schleierstoff herzustellen und dann zweckmäßig über einen breiten Strohhut gestreift werden kann. Die Arme werden mittelst Bindfäden oder einer Gummischur zugebunden. Man schlage nicht nach den Bienen, wiege den Kopf nur leise hin und her, wenn sie uns umsummen.

Es giebt übrigens verschiedene Bienenrassen, sanftmütigere und bössartigere, als bei den andern Hauttieren. Die gewöhnlichste ist die deutsche Biene, auch die nordische genannt; sie ist dunkel gefärbt. Viel heller und schöner ist die italienische, der man nachrühmt, daß sie weniger stechlustig und fleißiger sei als die deutsche. Sie wird jetzt auch vielfach bei uns eingeführt, ist aber selten rein zu erhalten. Bastarde der deutschen und der italienischen Rasse sind am leistungsfähigsten.

Das Anschaffungskapital für einen Bienenstand ist nicht bedeutend. Zwei Körbe in Körben kosten 30, zwei Kastenwohnungen für die fallenden Schwärme 24, ein Rauchbläser 2,50, die Lehrbücher 4, ein Schleier 1,50, ein Kilogramm Kunstwaben 4, eine Reinigungskrücke 2, zwei Futtergefäße 1,20, zusammen ca. 70 Mark. Mit diesem Kapital wird der Anfang gemacht. Später erforderlich werdende neue Bienenwohnungen, Randiszierer zum Füttern u. s. w. lassen sich aus dem Erlös des verkauften Honigs und der Schwärme bezahlen.

Es werden ganz unglaubliche Mengen von Honig und Wachs jährlich in Europa von diesen fleißigen Tierchen produziert. Nach einer kürzlich publizierten Statistik produziert Europa 15 000 Tonnen (zu 1000 Kilogramm) Wachs, die einen Wert von 33 Millionen Mark darstellen, wogegen an Honig 80 000 Tonnen, gegen 50 Millionen Mark Wert, erzeugt werden. Die einzelnen Länder beteiligen sich an der Produktion, wie folgt. Obenan steht Deutschland mit 1 910 000 Stück Bienenkörben und 20 000 Tonnen Honig; dann kommt Spanien mit 1 690 000 Bienenkörben und 19 000 Tonnen Honig; Oesterreich besitzt 1 550 000 Körbe und liefert 18 000 Tonnen Honig; Frankreich hat 950 000 Stöcke und produziert 10 000 Tonnen, Holland 240 000 Stöcke und 2500 Tonnen; Belgien kommt alsdann mit 200 000 Körben und 2000 Tonnen Honig, hierauf erst Griechenland mit nur 30 000 Stöcken und der geringen Ausbeute von 1400 Tonnen; Rußland hat 110 000 Stöcke, liefert aber nur 900 Tonnen Honig, daselbe Quantum Dänemark mit nur 90 000 Stöcken.

Außer dem materiellen Nutzen gewährt die Bienenzucht auch reine, ideale Freuden durch die Betrachtung des Lebens dieses kleinen Insekts, durch seine wunderbare gesellschaftliche Organisation, die sich in Königin, Drohnen und in Arbeiter gliedert, und durch den Einblick in ihre bewundernswürdige, systematisch geordnete Arbeitstätigkeit.

Dilettantenhandarbeiten.

Nachdruck verboten.

Uebersetzen und Dervielfältigen von Aufzeichnungen, Glasätzungen.

Es giebt viele Frauen, die zwar höchst subtil in der Technik einer Arbeit sind, sie so korrekt wie nur möglich ausführen können, aber nicht das Geschick haben, sie zu entwerfen. Freilich gehört zum Entwerfen künstlerischer Arbeiten nicht nur künstlerische Anlage, sondern auch eine gründliche, künstlerische Durchbildung, die nicht jedem erreichbar ist. Solchen fleißigen und geschickten Frauenhänden genügt es jedoch, wenn sie nur eine Vorlage leicht und sorgfältig zu übertragen vermögen, für künstlerische Vorlagen sorgen schon berufene Hände, und die Journale machen sie heute jedem leicht zugänglich.

Eine ganz neue Art der Uebersetzung von Zeichnungen, durch die unsere stigmographischen Hausmittel eine wesentliche Bereicherung erfahren haben, ist dem Professor von Zinta zu verdanken. Bei dieser Art der Uebersetzung erhält man mit der einmaligen Ausführung gewissermaßen ein Klischee, mit dem sich die erste Zeichnung ohne weitere Arbeit Tausende von Malen übertragen läßt und immer gleich korrekt und sorgfältig bleibt. Daß diese Art der Uebersetzung nicht nur für häusliche, sondern auch für gewerbliche Zwecke sehr wichtig ist, liegt klar auf der Hand; sie erscheint um so wichtiger, wenn wir hinzufügen, daß das durch sie gewonnene Klischee auf beiden Seiten zu gebrauchen ist, was zur Herstellung einer symmetrischen Zeichnung sehr wertvoll erscheint.

Zu dem Uebersetzen einer Zeichnung, sei es auf Leinen, Seide, Tuch, Papier, Porzellan oder Glas, bedarf man einer besonders für diesen Zweck präparierten Stanniolplatte, eines Löschblattes, einer Pausenadel, eines Blattes Pauspapier, zweier matter Glasplatten, eines feinen Tuchlappens, zweier Rollen aus Schafwolltuch, eines kleinen Schwämmchens und der nötigen Chemikalien. Alle diese Utensilien sind zierlich geordnet in hübschen Kassetten zu haben, z. B. bei Hermann

Höchstetter in München (Schillerstraße 28). Preis 2,50 Mark. Sie genügen zur Herstellung von vielen tausend Uebersetzungen.

Man legt zuerst auf einen glatten Tisch eine Unterlage von glattem Tuch und darüber die Stanniolplatte, die mit der Pause zu verbinden ist. Die Stanniolplatte hat man zuvor glatt auf den Tisch gelegt und mittelst des Tuchlappens recht glatt gerieben, damit sich beim spätern Durchstechen das Stanniol nicht ausdehnen kann. Auf das Stanniol bringt man die auf recht feines Pauspapier übertragene Zeichnung und verbindet sie mit dem Stanniol, damit sie sich ja nicht verrücken kann, durch etwas Wachs. Auch kann man die Ecken zusammen umlegen, sodaß die Pause gleichsam in dem Stanniol ruht. Pauspapier und Stanniol müssen etwas größer als die wirkliche Zeichnung geschnitten sein, sodaß rund herum ein gleichmäßiger Rand übersteht. Man legt das mit dem Pauspapier vereinigte Stanniol auf das auf dem Tische ruhende Tuch, die Zeichnung nach oben, und durchsticht nun mit der Nadel die Pause auf allen ihren Linien mit dicht aneinander ruhenden Punkten. Je dichter die Stiche ausgeführt, desto schöner wird die Zeichnung. Man hat jedoch darauf zu achten, daß die Nadel in vollkommen senkrechter Linienführung durch die Pause, das Stanniol und die Unterlage bis hart auf den Tisch geleitet wird.

Unsre Fig. 1 zeigt die korrekte Führung der Nadel, die zwischen Zeige- und Mittelfinger der linken Hand, die zugleich die Zeichnung festhält, hindurch geleitet wird. Es bilden sich bei dem Durchstechen des Stanniols an dessen Unterseite kleine Zapfen, wie wir in Fig. 2 sehen, die uns in sehr vergrößerter Anschauung in a das Pauspapier mit Zeichnung, in b das Stanniol und in c die Tuchunterlage zeigt, während die schraffierten Linien d die Tischplatte verbildlichen. Fig. 3 zeigt die durchstochene Stanniolplatte mit darüber liegender Pause in nicht korrekter Ausföhrung. Wir sehen, daß sich hier schräge Zapfen bilden, die nur eine unvollkommene Wieder- gabe der Zeichnung mit unreinen, unvollständigen Linien geben können. Wir betonen deshalb noch einmal die Notwendigkeit der durchaus senkrechten Nadelführung, bei der sich die Zapfen gleichmäßig viermal so stark bilden, als das Stanniol selbst ist. Man thut gut, immer von sich fort zu arbeiten, da dies eine bessere Ausführung sichert und sich dabei einer Nadel Nr. 6 zu bedienen. Für weiße Stoffe kann die Nadel etwas stärker, für dunkle Stoffe etwas feiner sein, da die blaue oder rote Farbe, die zur Aufzeichnung von weißen Stoffen benutzt wird, nicht so leicht durch die Löcher hindurchgeht wie die weiße, die man zum Bezeichnen der dunklen Stoffe braucht.

Fig. 1.

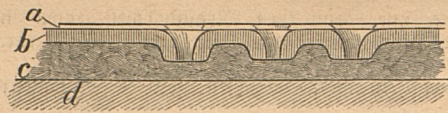


Fig. 2.



Fig. 3.



Fig. 4.

ist die Zeichnung auf allen ihren Linien recht dicht durchstochen, so entfernt man die Pause von dem Stanniol und reibt dieses abermals mittelst des Tuchlappens recht glatt. Dadurch gestalten sich die bisher runden Löcher mit den kleinen, gleichmäßigen Zapfen zu Ellipsen, die beim Aufzeichnen ineinanderfließen und sich zu fortlaufenden Linien verbinden. Fig. 4 zeigt uns, in ebenfalls vergrößerter Ausföhrung, diesen Umwandlungsprozeß der Löcher und Zapfen.

Einem halb mit Wasser gefüllten Glase fügt man jetzt fünf Tropfen Schwefeläther hinzu, taucht das Schwämmchen ein, drückt es aus und befeuchtet den zu bezeichnenden Stoff damit. Dann entfernt man durch Auflegen des Löschblattes jede überflüssige Feuchtigkeit, sodaß die betupfte Stelle nur feucht, nie aber naß erscheint, legt das Klischee darauf und reibt mittelst der Tuchrolle die Farbe, nachdem man sie zuvor in diese getaucht und auf der Glasplatte genau verrieben hat, auf das Klischee. Man hebt nun, namentlich bei größeren Zeichnungen, das Klischee mit der rechten Hand etwas in die Höhe, während man es mit der linken fest in der gegebenen Lage erhält, damit beim etwaigen Herablassen sich wieder genau jede Linie deckt, und sieht zu, ob man auch alle Linien mit der Tuchrolle genau getroffen hat. Ist dies nicht der Fall, so wird man die Zeichnung unterbrochen finden; dann läßt man das Klischee noch einmal fallen und reibt die betreffenden Stellen nach.

Das gewöhnliche Wasser ist jedoch nur bei weißen Stoffen zulässig; für Seide, Tuch und Flanel muß man destilliertes Wasser nehmen. Bei sehr empfindlichen Stoffen, wie helle Seide, genügt es, sie ein paar Stunden der feuchten Luft auszusetzen, sie etwa in einen Keller zu legen oder einmal über heiße Wasserdämpfe zu ziehen.

Man benutze nie die für die weiße Farbe bestimmte Tuchrolle für die blaue oder umgekehrt und vermeide sorgfältig jede Feuchtigkeit auf der Glasplatte. Man bedarf zur Aufzeichnung nur eine verschwindend kleine Menge von Farbe, und die einmal hergerichtete Tuchrolle reicht für viele Aufzeichnungen. Hat man beispielsweise ein Monogramm hundertmal aufzuzeichnen, so genügt es, wenn man den ersten Teil aufzeichnet, fünf weitere darüberlegt, wieder aufwendet und so fort, bis die hundert Teile genau übereinander liegen. Das Aufsetzen des je fünften Stückes genügt für die darunter liegenden vier. Vom obersten Teil entfernt man die Feuchtigkeit durch die Löschrolle, und nun kann das Aufzeichnen hintereinander vor sich gehen.

Beim Aufzeichnen von Sammet muß alle Feuchtigkeit vermieden werden. Man legt ihn auf den Tisch, entfernt jeden Staub, ebenso jede Feuchtigkeit von der Tuchrolle und reibt der Zeichnung die Farbe trocken ein. Danach hält man die Aufzeichnung mit der untern Seite ein oder zwei Minuten über heißen Wasserdampf, und die Zeichnung befindet sich alsdann in voller Klarheit und festhaftend auf dem Sammet. Für Leinwand und andre helle Stoffe, für Leber und Holz bedient man sich zum Aufzeichnen am besten der blauen, für dunkle Stoffe dagegen der weißen Farbe. Für hellen Sammet verreibt man auf einer Glasplatte drei Teile roter und einen Teil weißer Farbe.

Die Stanniolplatten werden nach dem Gebrauch mittelst eines in Wasser getauchten Schwammes sorgfältig von der anhaftenden Farbe gereinigt und trocken aufbewahrt. Sie können bis zu zehntausendmal verwendet werden.

Ebenfalls mit den einfachsten Mitteln und vollkommen gefahrlos für den Arbeitenden lassen sich die Glasätzungen ausführen. Man überzieht zunächst das für die Ätzung bestimmte Glas mit Asphaltlack und überträgt auf diesen, nachdem er trocken geworden, die Zeichnung mittelst einer oben beschriebenen Pause mit weißer Wasserfarbe. Geübte Zeichner können die Zeichnung gleich in den Lack eingravieren, was mittelst eines spitzen Gegenstandes, z. B. einer Nadel, geschieht. Für stärkere Striche ist ein spitzer Gegenstand aus Holz oder Bein zu brauchen. Der Lack darf nicht so trocken sein, daß er abspringt, aber auch nicht so weich, daß er noch klebt, man muß den richtigen Zeitpunkt abpassen. Bei der Arbeit des Gravierens legt man sich so, daß das Licht auf das Glas fällt. Ist der Lack zu trocken geworden, so taucht man einen Pinsel in Terpentinegeist und bestreicht damit die Stelle. Ist eine Linie nicht recht gelungen, so streicht man von neuem etwas Asphaltlack darüber und radirt abermals.

Die fertige Zeichnung ist mit befeuchtem Finger sorgfältig zu reinigen, da jedes zurückbleibende Partikelchen Lack die Ätzung beeinträchtigen würde. Nun bestreicht man mittelst eines in Ätztinte getauchten Pinsels die ganze Radierung. Die Tinte und die sonstigen zur Aezarbeit notwendigen Materialien sind ebenfalls, in einer Kassette geordnet, durch das genannte Münchener Geschäft zu dem gleichen Preise zu beziehen.

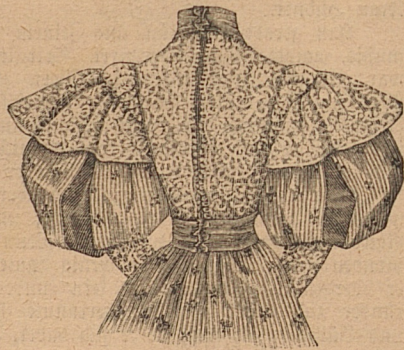
Man zählt, nachdem man die Ätztinte aufgetragen hat, langsam bis fünfzehn oder sechzehn; bei Gläsern, an denen die Ätzung vergoldet werden soll, bis fünfundsanzig. Dann wird die Ätzflüssigkeit mit Wasser abgespült und der Lack zuerst durch Abtragen, sodann völlig durch Abreiben mit Terpentin entfernt und das Glas zuletzt mit Wasser gereinigt. Die schönste silberfarbene Zeichnung kommt nun in dem Glase zum Vorschein. Ist etwas von der Ätztinte an die Hände gekommen, so entferne man dies sofort durch Wasser und Seife. Soll diese Zeichnung vergoldet werden, so hat man sie zunächst mit einer Masse einzureiben, die man folgendermaßen bereitet. 12 g Anilinfarbstoff, 30 g feines Baumöl und 20 g gelbes Wachs werden beim Feuer geschmolzen. Ist alles sehr heiß, so nimmt man die Masse vom Feuer, gießt Terpentin hinzu und rührt so lange, bis es einen weichen Teig giebt. Dann fügt man 1 g Mennig hinzu und formt von diesem Teig eine Stange, mit der man die Zeichnung einreibt. Man thut gut, das Glas ein wenig zu erwärmen, damit die Masse in die geätzten Stellen gut eindringt. Zuletzt überstreicht man die Ätzung, nachdem alle überflüssige Masse entfernt ist, mit Bronzeintur. Dann ist die Vergoldung fertig. Man soll für Glasätzungen nur englisches oder böhmisches Glas verwenden, das sich seines geringen Eisengehaltes wegen am besten dafür eignet.

Zum Schluß wollen wir noch eine zum Aufzeichnen vorzüglich geeignete, waschechte Tinte erwähnen, die man auf folgende Weise erhält. Man mischt für 10 Pfennig Schwefelkupfer und für 10 Pfennig Anilinschwarz, von beidem aber nur so viel, wie man zum Aufzeichnen braucht, auf einer Glasplatte und überträgt damit die Zeichnung auf die Wäsche. Die gezeichneten Stücke müssen sechs bis acht Tage liegen, ehe man sie auswäscht. Dann aber hält die Zeichnung trotz allen Waschens ebenso lange wie der Stoff selbst. E. B.

Toilette für Gartenkonzerte etc.

(Hierzu Titelbild S. 261.)

Ungeheim reizvoll erscheint die Toilette aus cremefarbenem, fein gestreivtem, rosa geblühtem Taffet mit Einfäzen aus rosa Taffet, die dem Rock so eingefügt sind, als sei dieser über einem rosafarbenen Unterkleide geschlitt. Die Taille aus rosa Taffet ist mit venetianischer Guipürespitze bebedt, die vorn und hinten einen schmalen Zwischenraum frei läßt (siehe nebenstehende Rückansicht). Den seitlichen Abschluß der Spitze bilden vorn gezogene, bretellenartige Garniturstreifen aus gemustertem Taffet; Gürtel und Stehtragen dagegen sind aus gekräuseltm rosa Taffet gefertigt. Die Ärmel bestehen in ihrem untern Teile aus rosa, mit Spitze bebedtem Taffet, in ihrem obern aus einer vollen Puffe von gemustertem Taffet, mit rosa Einfäzen. Ueber die Ärmelpuffen fallen sehr breite, oben puffenartig eingekräuselte Spitze, die hinten wie Spauillettes abschließen, vorn, sich nach unten stark zu spitzend, unter den Seidenbretellen verschwinden. Zur Vervollständigung des hübschen Kostüms dient ein ziemlich großer Hut mit flacher Krempe aus losem Strohgeflecht, den breites rosa und beige changierendes Taffetband, an beiden Seiten zu vollen Schleifen geordnet, garniert.



Bezugquelle: Paris, Coussinet et Piret, 43 rue Richer.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Artien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Hierzu koloriertes Stahlstich-Modenbild „Juni“ und Seite 269—276.